

Die geschichte des literarischen porträts in Deutschland

Friedrich
Kircheisen

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Die Geschichte
des
Literarischen Porträts
in Deutschland

von
Friedrich M. Kircheisen

Band I.

Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts



Leipzig 1904

Karl W. Hiersemann.

Von diesem Werke wurden 500 Exemplare hergestellt, wovon
20 numerierte auf Whatmanpapier.

CT21
K5

**Dem Andenken meines lieben Vaters
Friedrich Wilhelm Kircheisen.**



Vorwort.

Die Geschichte des „literarischen Porträts“, oder die Kunst der menschlichen Charakteristik in all ihren Entwicklungsstufen darzustellen, ist noch nicht versucht worden, obgleich dieser Gegenstand in kulturgeschichtlichem, literarischem und philosophischem Interesse von weitgehendster Bedeutung für die Beurteilung des Individuums geworden ist.

Über das vorliegende Werk und seine Ziele, über die Definition der Bezeichnung „literarisches Porträt“ etc., orientiert am besten das erste, einleitende Kapitel; ich habe nur noch einige allgemeine Erläuterungen, sowie einige besondere Bemerkungen, die am besten schon hier gesagt werden, vorzuschicken.

Ich will in diesem Buche untersuchen, wie die literarischen Porträts von den Dichtern und Schriftstellern in den Epen und Romanen dargestellt wurden, wie die Historiker und Literaturhistoriker in Geschichtswerken, Biographien und Literaturgeschichten zu charakterisieren vermochten, wie Feldherrn und Gelehrte, Staatsmänner und Diplomaten in hinterlassenen Autobiographien und Memoiren ihre Zeitgenossen beschrieben haben.

Die Entwicklung der Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland soll bis zur Jetztzeit erforscht werden, eine Arbeit, die ungefähr vier Bände umfassen wird. Der erste Band, die Grundlagen, umfasst die Anfänge der menschlichen Charakteristik in dem volkstümlichen Epos und in den Werken der Historiker bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts. Der zweite Band wird

VI

das höfische Epos und seine Vorläufer, die Spielmannsdichtungen, die Geschichtsschreiber und die anderen literarischen Erzeugnisse bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts behandeln. Im dritten Bande soll dann die gesamte Literatur vom Anfang des 16. bis zur Wende des 18. Jahrhunderts untersucht werden, und der vierte Band wird die moderne Zeit umfassen.

Da sich das Gebiet bei tieferer Durchdringung des Stoffes als ausserordentlich umfangreich erwiesen hat, die Vorarbeiten in den verschiedenen Epochen aber sehr gering sind, kam es mir zunächst und vor allem darauf an, eine feste Grundlage zu gewinnen, auf deren Boden man weiter arbeiten kann und von welcher sich später ins Detail gehende Spezialarbeiten abzweigen liessen, die die Gesamtergebnisse ergänzen, erläutern und im einzelnen berichtigen könnten.

Diese Untersuchungen erforderten viele Abschweife auf Wissensgebiete, die dem Philologen und Theologen näher liegen als dem Historiker, so dass es mir manchmal nicht gelungen sein mag, in dieser Hinsicht erschöpfend geforscht zu haben, was mir nachsichtige Spezialgelehrte im Interesse der Idee wohl verzeihen werden.

Den Hauptwert habe ich auf die Konzeptionen des ganzen Werkes und auf die Beibringung von Zeugnissen, gleichsam Dokumenten, also wörtlichen Anführungen von literarischen Schilderungen, gelegt und Werturteile, besonders für den in Frage kommenden ersten Band, oft nur unter Vorbehalt gegeben. Da ein ganz tiefes Eindringen in die Quellen Hauptbedingung war, mussten die Dokumente in ihrer Integrität wiedergegeben werden und ich konnte mich nicht auf Zitierung einiger Stellen beschränken, die die jeweilige Darstellungskunst nicht im entferntesten zur Geltung gebracht hätten. Je mehr wir aber in Zeiten gelangen, die den heutigen an Fähigkeit und Ähnlichkeit des Denkens und des Ausdrucks nicht mehr sehr fern liegen und die schon viel mehr erforscht sind, werde ich eine freiere Behandlung des Stoffes

anwenden können. Schon der zweite Band, der sich hauptsächlich mit den anziehenden Dichtungen der Ritterpoesie eines Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg und Hartmann von Aue beschäftigen soll, lässt eine weitere Ausschau eröffnen, die mit dem Eintritt des Werkes in modernere Zeiten immer mehr zunimmt.

Die beste Kunstgeschichte wird nicht den beabsichtigten Zweck erreichen, wenn man nicht dazu die Bilder und plastischen Darstellungen im Original oder trefflichen Nachbildungen gesehen hat, so werden die in reicher Zahl wörtlich angeführten literarischen Porträts für sich allein besser sprechen, als die ausführlichste und eingehendste Beschreibung.

Ich habe zu meinen Untersuchungen über das literarische Porträt im volkstümlichen Epos nur die beiden wichtigsten deutschen Literaturdenkmäler, das Nibelungenlied und die Gudrun herangezogen.

Die Ansichten über die Art und Zeit der Entstehung dieser Epen gehen sehr weit auseinander und besonders für das Nibelungenlied hat man seit seiner Wiederauffindung die verschiedenlichsten Entwicklungstheorien aufgestellt, ohne dass man zu einem bestimmten, allseits anerkannten Resultat gekommen wäre. Ich glaube, dass man bei diesen Forschungen zu sehr ins Detail gegangen, wodurch der Blick für das Grosse und Ganze getrübt worden ist. Nicht nur durch rein philologische Forschungen sondern auch durch kulturgeschichtliche Untersuchungen kann eine derartige Frage gelöst werden.

Deshalb habe ich diesen Gegenstand einer besonderen Betrachtung für wert gehalten und bin bei meinen Forschungen zu der Überzeugung gekommen, dass das Nibelungenlied, sowie auch die Gudrun als weit frühere Erzeugnisse anzusehen sind als von den bisherigen Forschern meist angenommen wird. Dies nur zur Rechtfertigung, weshalb die beiden volkstümlichen Epen früher als die anderen literarischen Produkte in meiner Arbeit behandelt worden sind.

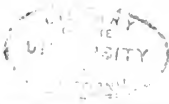
VIII

Die Charakteristiken der Geistlichkeit sind wörtlich in Auszügen den „Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit“ entnommen und zwar habe ich, wegen Überfülle des vorhandenen Stoffes die in diesen Übersetzungen der „Monumenta Germaniae“ und den anderen Quellensammlungen des deutschen Altertums nicht aufgenommenen Werke nicht berücksichtigen können. Wohl findet sich in den nicht angeführten Geschichtsschreibern noch eine Anzahl kleinerer Charakteristiken, oder Anfänge von solchen, die aber von geringer Bedeutung sind. Ich glaube somit durch die Wiedergabe der hauptsächlichsten Schilderungen allem genüge geleistet zu haben.

Von Interesse werden diese Auszüge auch für den gebildeten Laien sein, der hier zum ersten Male Einblick in die Werke der Kirchenhistoriker der frühesten Zeiten tut, denn wohl nirgends sind diese Schriftsteller so der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden. Zu bemerken sei noch, dass die zu diesem Werke benutzten Quellen am Schlusse dieses Buches in systematischer Ordnung hinzugefügt worden sind.

Genf,
im Sommer 1904.

Friedrich M. Kircheisen.



1. Teil.

Heldenlied und volkstümliches Epos.

Kapitel I.

Einführung.

Auffassung und Wertschätzung der Persönlichkeit, das Vermögen ihre Individualität zu erfassen und sie durch Schilderung wiederzugeben, ist nicht immer dieselbe gewesen. Wenn auch griechische Historiker, z. B. Thucydides und Xenophon, die Persönlichkeit in einem uns richtig erscheinenden Verhältnis zu ihrer Zeit darzustellen vermocht hatten, so ging doch diese Auffassung im Laufe der Zeiten wieder verloren und wurde erst in den letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wieder gewonnen, um zu einer, vordem noch nicht erreichten Höhe zu gelangen.

Die Absicht, das Leben einer Person zu beschreiben, ist schon in frühen Zeiten vorhanden, daher die grosse Zahl von Biographien und, bei Monographien von Ländern und Perioden, die besondere Wertung einzelner Individuen und das Eingehen selbst auf ihr Privatleben und auf das Äussere.

Die Wissenschaft besitzt drei Werke über das literarische Porträt bei den Alten*) und einige Abhandlungen über einzelne Epochen der geschichtlichen Entwicklung der Charakteristik der neueren Zeiten, drei über das frühere,**) eine über das spätere Mittelalter.***)

Der entwicklungsgeschichtliche Abstand der zu den verschiedenen Zeiten abgefassten Charakteristiken ist sehr bedeutend. Um im Überblick deren Verlauf schneller veranschaulichen zu können, sei mit wenigen Worten auf die Geschichte des malerischen Porträts in Deutschland eingegangen, dessen Entwicklung fast parallel mit derjenigen des literarischen Porträts verläuft. Ich führe den Vergleich mit der Malerei an, weil der Begriff „malerisches Porträt“ schon lange bekannt ist und die Perioden des Entwicklungsganges feststehen.†) Auch sind die einzelnen Entwicklungsstufen hier besser zu übersehen, weil das

*) J. Bruns, Das literarische Porträt der Griechen im 5. u. 4. Jahrhundert vor Christi Geburt. (X, 594 p.) Berlin 1896. W. Hertz. — Der Titel dieses Werkes besagt mehr, als man von dem Inhalt desselben erwarten darf, da der Verfasser das Gebiet nach einer ganz anderen Richtung hin behandelt.

Derselbe, Die Persönlichkeit in der Geschichtsschreibung der Alten. Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie. (VIII, 102.) ib. 1898. Besser.

J. Fürst, Die literarische Porträtmanier im Bereich des griechisch-römischen Schrifttums. 8. Leipzig 1902, Dieterich. (100 p.) Abdr. aus: Philologus, vol. LXI. (Neue Folge XV.) Heft 3, p. 374—440 u. 593—622.

***) P. Clemen, Die PorträtDarstellungen Karls des Grossen. (Abdr. aus: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins.) 8. (VIII, 233 p. mit 17 Abbildgn.) Aachen 1890, Cremer. — Teil I (p. 1—87) erschien 1889 als Strassburger Dissertation.

J. Kleinpaul, Das Typische in der Personenschilderung der deutschen Historiker des X. Jahrhunderts. Ein Beitrag zu einer Charakteristik der Personenschilderung dieses Jahrhunderts überhaupt. 8. (63 p.) Leipzig 1897, E. Eichhorn.

F. A. Kühne, Das Herrscherideal des Mittelalters und Kaiser Friedrichs I. (63 p.) Leipzig 1898, Duncker & Humblot. — Koll.: Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte, tom. V, Heft 2. — (p. 1—38, erschienen als Leipziger Dissertation).

***) M. Kemmerich, Die Charakteristik bei Machiavelli. Ein Beitrag zur Geschichte des literarischen Porträts. 8. (131 p.) Leipzig 1902, O. Schmidt (Leipziger Dissertation).

†) Eine sehr gute Arbeit über die Geschichte des malerischen Porträts hat A. Lehmann verfasst u. d. T.: Das Bildnis bei den altdeutschen Meistern bis auf Dürer. Mit 72 Abbildgn. 8. (XV, 252 p.) Leipz. 1900, K. W. Hiersemann.

Auge leicht den Unterschied in den verschiedenen Darstellungsweisen zu erfassen vermag.

Abgesehen von den ersten Anfängen der Malerei im allgemeinen und im besonderen in Deutschland, bei denen man nur Lebewesen in Umrissen darzustellen vermochte, wie: Vierfüßler, Vögel, Fische, später Menschen in primitivster Wiedergabe, können wir vier Entwicklungsperioden unterscheiden:

I. Die Personen sind ganz typisch dargestellt. Die Unterschiede der verschiedenen Klassen erkennt man nur an rein äusserlichen Merkmalen, den Emblemen ihres Geschlechtes und Standes, wie: Männer und Frauen, Fürsten und Volk, Geistliche und Laien. Die Individualität ist noch nicht erfasst.

II. Das Persönliche wird allmählich wiedergegeben; der Dargestellte hebt sich von der Umwelt ab, obgleich eine Verwandtschaft der Gesichtszüge aller dargestellten Personen unverkennbar bleibt. Man sieht, dass die Bestrebungen, den Menschen als Individuum wiederzugeben, vorhanden sind.

III. Am Ende des 15. Jahrhunderts ist die Porträtähnlichkeit nach unseren modernen Begriffen gelungen, indessen ist man vor allem auf die genaue Wiedergabe aller Einzelheiten bedacht: man sucht physische Ähnlichkeit zu erreichen. So werden z. B. mit grösster Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit die Falten des Gesichtes, die Strähnen des Haares etc. wiedergegeben.*) Höhepunkt: Holbein der Ältere. In Deutschland ist das unabhängige

*) Ein Gesamtbild gibt Lehmann p. 242 in folgenden Worten: Die Gesichter der Männer sind mager, ohne Fülle und Rundung des Fleisches. Falten und Runzeln erscheinen schon bei jüngeren Leuten und die Querfurchen der Sorge bedeckt gar oft eine jugendliche Stirn. Die Haut, unter der das Blut langsam und träge zu wallen scheint, ist welk und gelblich, nicht von jener Mischung des Rot und Blau durchdrungen, die auf einen gesunden Ernährungszustand hindeutet, oft erinnert ihre Farbe geradezu an das Spital. Das Auge ist glanzlos, häufig wie erloschen, die Lider müde und schlaff, und traurig hängen die Mundwinkel herab. Der Ausdruck ist unfrei, philisterhaft eingengt, ohne Lebensfreude und besonders bei den Einzelporträts zaghaft, ängstlich oder bekümmert.

Die Frauenköpfe, sofern sie überhaupt über das Typische hinausgehen, sind voller als die der Männer, auch gesunderen und frischeren Aussehens, doch tragen auch sie den Stempel des Kleinbürgerlichen und Befangenen, nur dass sich ihnen zuweilen ein Zug von Lebenslust, auch wohl von Schalkheit hinzugesellt.

Einzelporträt seit der Mitte des 15. Jahrhunderts den Italienern und Niederländern nachgebildet worden.

IV. a) Das Porträt wird psychisch und durch die fortschreitende Technik auch vollkommener physisch dargestellt. Der Ausdruck des Gesichtes stimmt mit dem Wesen des Individuums überein und gibt den Reflex der seelischen Eigenschaften der Persönlichkeit. (Vergleich mit der berufsmässigen Photographie.)

b) Die vollkommenste psychische Ähnlichkeit erreicht man erst im 19. Jahrhundert. (Vergleich mit der künstlerischen Photographie der jüngsten Zeit, u. a. F. Matthies-Masuren, München; N. Perscheid in Leipzig.)

Die Entwicklung des „literarischen Porträts“ in Deutschland ist in folgender Weise verlaufen:

I. Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. Der einzelne ist im allgemeinen noch nicht erfasst:

- a) Charakteristik durch Beigabe von Epithetis ornantibus.
- b) Schilderung mit typischen Motiven, denen die Ausbildung eines „Ideals“ zu Grunde liegt.

Ausnahmen finden sich in einigen Geschichtswerken der von fremder, höherer Kultur beeinflussten Geistlichkeit, vornehmlich der Karolinger- und Salierzeit.

II. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in das späte Mittelalter. Das Äussere der Persönlichkeit wird erfasst. Der Geschilderte hebt sich, was das Äussere betrifft, von seiner Umgebung ab. Bei wenigen Bildungsgruppen ist das Verständnis für die Auffassung des Menschen als Sonderexistenz schon weiter entwickelt.

III. Von der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften bis zur Wende des 18. Jahrhunderts. Das Äussere wird vollkommen wiedergegeben, man geht auf das psychologische Studium des einzelnen ein, obgleich die psychischen Motive noch nicht näher differenziert sind.

IV. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

- a) Es wird bewusst gesucht ein Porträt zu geben.
- b) Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnt man

nach einem zentralen, psychischen Punkt zu suchen, von dem man alles ableiten kann. (Französische Vorbilder: Taine und Bourget.) Das Äussere der Persönlichkeit tritt zurück und wird oft nur nebensächlich behandelt.

Wie die Persönlichkeit im Wandel der Jahrhunderte in den zeitgenössischen Schriftwerken aufgefasst, wie ihr literarisches Porträt gezeichnet und mit welchen Mitteln und Feinheiten geschildert wurde, soll hier im Zusammenhange und mit besonderer Bezugnahme auf Deutschland dargestellt werden.

Bei den Untersuchungen über die Geschichte des literarischen Porträts treten vier Fragen auf:

- I. Was ist das literarische Porträt?
- II. Wo befinden sich literarische Porträts?
- III. Seit wann ist man bewusst bestrebt, Porträts zu geben?
- IV. Wie sind die literarischen Porträts beschaffen?

I. „Literarisches Porträt“ ist die Bezeichnung für Schilderungen und Beschreibungen, die man von dem äusseren und inneren Wesen: der Gestalt, dem Gesicht, dem Charakter und der Geistesbildung der menschlichen Person besitzt.

II. Literarische Porträts befinden sich in Epen, National- und Universalgeschichten, in Biographien, Autobiographien, Memoiren und Romanen. Verfolgt man die Entwicklung dieser Disziplinen nach rückwärts, so wird man finden, dass sie trotz ihrer Verschiedenheit in der Auffassung und der Darstellungsweise einen gemeinsamen Ursprung, und zwar im volkstümlichen Epos, bezw. in den Heldenliedern, haben. Die spätere Untersuchung wird ergeben, ob und wieweit sich schon in den Heldenliedern die Anfänge von literarischen Porträts feststellen lassen.

III. Die Absicht, die handelnden Personen durch Darstellung ihrer physischen und psychischen Eigenschaften dem Leser näher zu bringen, ist schon in sehr frühen Zeiten vorhanden, doch ist das bewusste Bestreben, derartigen Schöpfungen die Bezeichnung „Literarisches Porträt“ zu geben, erst eine Erzungenschaft der letzten Jahrhunderte. Wie die weitere Entwicklung verlaufen ist, wird der spätere Teil der Arbeit ergeben, soviel mag aber schon jetzt vorausgeschickt sein, dass diese

Frage für Deutschland nicht ohne Zuhilfenahme der nachbarlichen, reiferen französischen Kulturentwicklung beantwortet werden kann. So treten uns gut ausgeführte literarische Porträts in den „Mémoires“ des Kardinals de Retz (1614—1679)*) entgegen. Kardinal de Retz hat viele Nachahmer gefunden, und besonders war es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sehr beliebt, literarische Porträts zu entwerfen.***) In diese Zeit fällt auch die Entstehung der „Charaktere“ von La Bruyère,***) worin dieser allerdings nicht wirkliche Personen darstellte, sondern nur verschiedene Charaktere mit grossem Geschick und scharfem Verstande zeichnete. Sehr vollkommene literarische Porträts, die auch zum ersten Male diesen Namen tragen, befinden sich bei Saint-Simon (1675—1755).†)

Der Brauch, literarischen Schöpfungen den Titel: „Literarisches Porträt“ zu geben, hat sich in Deutschland nicht eingebürgert, während er in Frankreich sehr oft Anwendung gefunden hat und noch findet: ich erinnere nur an die „Portraits littéraires“ von Sainte-Beuve, 3 vol. Paris 1862—63. (I. Ausg. u. d. T.: Critiques et Portraits littéraires. 2 vol. Paris 1832—39).

IV. Die Beantwortung der letzten und wichtigsten Frage, nach der Beschaffenheit der literarischen Porträts, wird sich aus dem weiteren Verlauf der Untersuchungen und aus den abichtlich sehr zahlreich beigebrachten Belegstellen ergeben.

*) Cardinal de Retz, Mémoires, contenant ce qui s'est passé de plus remarquable en France, pendant les premières années du règne de Louis XIV (depuis 1646—1658). 3 vol. 12. Paris (Nanci) 1717. — Nouv. éd: Vie et mémoires 1648 à 1679. publ. par Michaud, Paris 1854, Didier. (Nouv. coll. des mémoires relatifs à l'histoire de France.)

***) Nebenbei seien noch die Namen La Rochefoucauld, Frau von La Fayette, Frau von Suze und Pellison erwähnt.

***) La Bruyère, Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle, Paris 1687.

†) Saint-Simon, Mémoires sur le règne de Louis XIV, et sur les premières époques des règnes suivants. 3 vol. 8. Marseille 1788. J. Mossy. — Suppl. aux Mémoires du duc de Saint-Simon sur le règne de Louis XIV (publ. par Soulavie). 4 vol. 8. Paris 1789, Buisson, — Nouv. ed. s. c. t.: Oeuvres complètes de Louis de Saint-Simon, pour servir à l'hist. des cours de Louis XIV, de la Régence du duc d'Orléans et de Louis XV, avec des notes, des explications et des additions (publ. par Soulavie). 13 vol. 8. Strassburg 1791, G. Treuttel et Würtz.

Das volkstümliche Epos, hervorgegangen aus den nationalen Heldenliedern, ist eine der ersten Formen der geschichtlichen Tradition. Aus ihm vor allem hat sich die exakte Darstellung der Begebenheiten — in Deutschland speziell von fremder höherer Kultur beeinflusst — die Geschichtsschreibung und, wenn auch nur langsam, nach vielen Übergangsformen, die kritische Geschichtsforschung entwickelt.*)

Bei der Behandlung der Geschichte des literarischen Porträts bis ungefähr zur Mitte des 12. Jahrhunderts, in welcher Zeit eine engere Verschmelzung der nationalen und fremden Entwicklung in geistiger Beziehung eintritt, empfiehlt es sich, folgenden Weg einzuschlagen: Heldenlied, volkstümliches Epos, Geschichtsschreibung der Geistlichkeit und höfisches Epos, welches letzteres schon als eine Verschmelzung der treibenden Elemente des sogenannten Volksepos und der Geschichtsschreibung betrachtet werden kann. So ist zunächst die Behandlung der Heldenlieder, beziehungsweise des aus ihnen hervorgegangenen volkstümlichen Epos ratsam, obgleich die ersten Zeugnisse von porträtartigen Schilderungen in den Volksepen — denn in den Heldenliedern sind, wie später näher ausgeführt werden wird, nur Anfänge von Charakteristiken zu finden — zeitlich viel später liegen, als in den Geschichtswerken der Geistlichkeit.

Für die Entwicklung des deutschen Volkes waren vornehmlich zwei Tatsachen massgebend: erstens die national-germanisch-lokale Entwicklung und zweitens die Einflüsse der römisch-fränkischen Kultur und der christlichen Kirche. Natürlich ist auch der späteren Renaissance und Rezeptionen zu gedenken, aber diese waren nicht von so einschneidender Bedeutung für die mittelalterliche Geschichte Deutschlands.

Die für uns wichtigste Entwicklung ist die national-germanische, die bis auf eine frühe Entwicklungsstufe des Geistes-

*) Vergleiche im allgemeinen: J. Engel, Über die Arten der unbewussten Geschichtsentstellung. In: Progr. der Städt. Bürgerschule zu Nauen. 8. Nauen 1879. p. 3—15 . . ; und im besonderen: Emil Henrici, der in der Zeitschrift für das deutsche Altertum, vol. 30, p. 195—204, nachweist, dass Ottokar, in der steirischen Chronik, die Lücken seiner Darstellung dadurch ausfüllte, dass er die Romane seiner Zeit ausschrieb.

lebens zu verfolgen ist, während die christlich-römischen Kulturbegriffe, besonders die fränkischen, nur auf den Stand der Höhe zu prüfen sind, in welcher sie sich befanden, als sie in die germanische Geschichte eingriffen.*)

Kapitel II.

a) Heldenlieder.

Die ersten epischen Erzeugnisse der Dichtkunst eines Volkes sind die Heldenlieder und Totenleiche, die man zur Verherrlichung der Krieger bei ihren Lebzeiten und nach ihrem Tode sang. Solche Heldenlieder und Totenklagen sind bei allen Kulturvölkern vorhanden und den Geschichts- und Sprachforschern ist es gelungen,**) die gleichen Anfänge der epischen Dichtung bei den Kulturvölkern festzustellen,***) besonders aber bei den Indern, Arabern und den später zur Reife gelangten Völkern in Europa, den Romanen und den Germanen.

Da ein Volk, das noch in den Kinderschuhen seiner Entwicklung steht, nicht selbst in der Lage ist, eigene Beobachtungen über die Höhe oder Tiefe, den Fortschritt oder Rückgang seiner jeweiligen Kultur zu machen, so muss man sich, wenn die Erzeugnisse früherer Kultur nicht mehr bestehen, auf die Zeugnisse von benachbarten, oder irgendwie mit ihm in Berührung ge-

*) Cf. K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, vol. I. p. 345 ss.

***) Besonders M. Müller, A. Holtzmann, F. Rückert, H. A. Wolf, K. Lachmann, J. u. W. Grimm, K. Müllenhoff u. a.

**) Neuerdings vertritt K. Bücher in seinem: Arbeit und Rhythmus, 2. Aufl. Leipzig 1899, p. 329 ss., einen entgegengesetzten Standpunkt: Die ersten Anfänge des Epos sind in den Heldenliedern der Spinnstuben zu suchen und fallen bis zur Stufe des Tanzliedes mit der Entwicklung des Dramas zusammen. Dann erst trennen sich ihre Wege: Das Drama bildet das orchestrisch-mimetische Element weiter aus, das Epos dagegen streift dies allmählich ab.

tretenen Völkern verlassen, deren Kultur höher als die des zu beschreibenden Volkes ist. Wenige Nationen hatten das Glück, einen Mann wie Tacitus zu finden, der die Sitten und Gebräuche der Deutschen so ausgezeichnet beschrieb; ihm verdanken wir auch die frühesten Zeugnisse über solche Schlacht- und Totengesänge: Germania, cap. 2, „Sie (die Germanen) preisen in alten Liedern den Gott Tiusko, den Erdentsprossen und seinen Sohn Mannus, die Stammväter und Gründer des Volkes.“ — Ibid, cap. 3. „Auch Herkules, erzählt man, sei bei ihnen gewesen, und ihn besingen sie als den ‚ersten aller Helden‘, wenn sie in die Schlacht ziehen wollen. Dann haben sie auch solche Lieder, durch deren Vortrag, Barditus genannt, sie die Gemüter entflammen und aus deren blosser Schalle sie auf den Ausgang der Schlacht schliessen; denn je nach dem Getön dieses Schlachtgesanges schrecken oder zagen sie.“ — Annales, I. cap. 65. (Cäcina wird im Jahre 15 gegen die Cherusker geschickt): „Entgegengesetztes wirkte zusammen, die Nacht zu einer ruhelosen zu machen: Die Barbaren erfüllten bei festlichem Mahle mit frohem Gesange oder wildem Getöse die Täler zu ihren Füßen und die widerhallenden Waldhöhen.“ — Annales, 2. cap. 86. „Manchmal geschlagen, aber niemals besiegt, erreichte Arminius ein Alter von 37 Jahren und wird noch jetzt von seinen barbarischen Landsleuten in Liedern gefeiert.“

Dass bei unseren Altvorderen Heldenlieder und -gesänge vorhanden gewesen seien, wird des weiteren von Diodorus, dem Zeitgenossen Cäsars, berichtet: Bibl. Lib. V., cap. 30: „Der Held sang im Einzelkampf von den tapferen Taten seiner Ahnen und von seiner eigenen Heldenkraft.“ — Von den Galatern sagt derselbe Verfasser: Lib. V. cap. 31 „dass sie die einen schmähten, die andern rühmten.“

Wenn sich bei Cäsar selbst nicht Zeugnisse vom Vorhandensein einer Heldendichtung bei den Germanen finden, so wird dies wohl darauf zurück zu führen sein, dass er in seiner Geschichte des gallischen Krieges die germanischen Verhältnisse nur ganz allgemein und fragmentarisch behandelte, oder, dass er dies als selbstverständlich bei barbarischen Völkern annahm.*)

*) Cf. H. Rückert, Kulturgeschichte, tom. I. p. 63, 64, Anmerkung 10.

Weitere Zeugnisse der Heldensage befinden sich im Mispogon des Kaisers Julian (331—363): *Juliani imperatoris Mispogon init. Lib. II. cap. 56*: „Ich habe gesehen, dass die jenseits des Rheines wohnenden Barbaren bäurische Lieder, die wie das Geschrei der krächzenden Vögel lauteten, mit Wohlgefallen sangen.“

Auch von Ammianus Marcellinus (um 330—400) hören wir, dass es bei den Goten Heldengesänge gegeben habe: *Ammiani Marcellini rer. gest. Lib. XXXI, cap. VII, 11*. (Vor dem Kampfe zwischen den Goten unter Fridigern und den Römern unter Führung der Feldherren Richomerus, Profothorus und Trajanus im Jahre 377 in Mösien): „So rückten die Schlachtreihen allmählich einander näher. Dann erhoben sie ihr Kriegsgeschrei, Baritus mit Namen, das leise anfängt und dann immer lauter anschwillt, und stärkten dadurch ihren Mut; die Barbaren priesen in wüstem Geschrei die Taten ihrer Ahnen und unter den disharmonischen Klängen der verschiedenen Sprachen begann der erste Kampf.“

Sidonius Apollinarius (um 430—480) erwähnt in seinen: *Epistulae et carmina, carm. XII, ad V C. Catullinum*, burgundische Lieder.*) In demselben Werke wird der Westgotenkönig Theoderich II. († 466) vom Verfasser in einem Briefe an Agricola (*Lib. I. ep. 2.*) ein Liederfreund genannt.

Die wichtigsten und zahlreichsten Belege vom Vorhandensein des altgermanischen Heldengesanges besitzen wir aber von Jordanes, (geb. um 500), der in seiner Gotengeschichte (ungefähr um 531 verfasst) von diesem an verschiedenen Stellen ausführlich berichtet: *De rebus actibusque Getarum, cap. IV, 28*: „Im Siegeslauf gelangten sie (die Ostgoten unter Filimer auf ihrem Zuge nach dem Pontus) dann bis an den entferntesten Teil Scythiens, der an den Pontus grenzt, wie das in ihren alten Heldenliedern fast nach der Art eines Geschichtsbuches erzählt wird. Dies bezeugt auch Ablavius, der die Goten vortrefflich in seiner durchaus zuverlässigen Geschichte geschildert hat. Hierin stimmen auch einige Frühere überein.“ — *cap. V, 43*: „Vorher schon feierten sie mit Gesang und Zitherspiel die Taten ihrer Vor-

*) *Carm. XII, 1—11.*

fahren, Eterpamara, Hanala, Fridigern, Vidigoia und anderer, deren Namen bei diesen Völkern in so hohem Ansehen stehen, wie das bewundernswerte Altertum kaum von den Heroen rühmt.“ — cap. XI, 71: „Das übrige Volk befahl er (Dicineus) aber Kapillaten zu nennen, ein Name, den die Goten hochhielten, und dessen sie noch heutzutage in ihren Gesängen gedenken.“ — cap. XII, 78 und 79: ... „weit und breit siegten sie (die Goten) und nannten ihre Edlen, deren Glück sie ihren Sieg verdankten, nicht mehr einfache Menschen, sondern Ansen, das heisst Halbgötter . . . Der erste dieser Helden war also wie sie selbst in ihren Sagen berichten, Gapt, der den Hulmul zeugte;“ . . . etc. . . „Thiudimir zeugte den Theoderich; Theoderich zeugte die Amalasuetha“ . . . etc. . . — cap. XLI, 214: „Und da sie (die Vesogoten) ihn (ihren König Theoderich) nach längerem Suchen mitten in dem dichtesten Haufen der Leichen, wie es tapferen Männern geziemt, gefunden hatten, ehrten sie sein Andenken mit Liedern und trugen ihn angesichts der Feinde fort. Da sah man die Scharen der Goten, wie sie noch während der Wut des Kampfes mit ihren unharmonischen Stimmen der Leiche die letzte Ehre erwiesen.“ — Etwas weniger dürftig ist die Bemerkung von Paulus Diaconus (ca. 723—787) in seiner Langobardengeschichte (Lib. I, cap. 27, ad. ann. 567.): „Alboins Name aber ward weit und breit so berühmt, dass bis heute (8. Jahrhundert) sein Edelmut und sein Ruhm, sein Glück und seine Tapferkeit im Kriege bei den Baiern, Sachsen und anderen Völkern dieser Sprache in Liedern gepriesen wird.“ — Auch Einhard (um 770—840) erwähnt Heldenlieder in seiner: *Vita Karoli Magni*, cap. 29: „Ebenso liess er (Karl der Grosse) die rohen und uralten Lieder, in welchen die Taten und Kämpfe der alten Fürsten besungen wurden, aufschreiben und der Vergessenheit entreissen.“ Diese Lieder sind aber unter Ludwig dem Frommen, der kein Interesse für diese Schöpfungen hatte — vielleicht war er auch vom Klerus beeinflusst — wieder verloren gegangen. *) Wir besitzen daher nichts von den frühesten

*) „Die heidnischen Lieder, die er in der Jugend gelernt hatte, verachtete er und wollte sie weder lesen noch hören, noch mitteilen.“ *Thegani, Vita Hludovici*, cap. IX. — Diese Ansicht wurde neuerdings angefochten von Kurth (*Hist.*

epischen Erzeugnissen unseres Volkes, ausser einem Bruchstücke des Hildebrandsliedes aus dem 8. Jahrhundert.

Auch in dem Volksepos selbst finden sich Hinweise auf früher gesungene Lieder. So lautet der Anfang des Nibelungenliedes:

- | | |
|-----------------------------|----------------------------------|
| I. Uns ist in alten maeren | wunders vil geseit, |
| von helden lobebaeren, | von grôzer kuonheit, |
| von frôuden hôchgezîten, | von weinen und von klagen, |
| von klüener recken strîten, | muget ir nu wunder hoeren sagen. |

Bei den Landbewohnern war die Heldensage lange verbreitet; darüber berichten die Quedlinburger Annalen des 10. Jahrhunderts: Da war auch Thideric von Berne, von dem die Landleute einst sangen.*)

Weitere Hindeutungen auf die Dietrichssage befinden sich in der Reimchronik des kölnischen Stadtschreibers, des Meisters Godefrit Hagene, vom Jahre 1270.**)

- v. 3681. aldus so hoif sich der strit
zo der nemelicher zit,
und reden up sie alle de gesleichte.
mallich van in gebeirde reichte
as hie Dederich van Berne were
- v. 4755. de Overstultze quamen myt der vart,
ein deil zo voisse, ein deil geredin:
as Dederich van Berne si streden.
- v. 5006, da erkonde sich mallich so sere
als hei Dederich van Berne were.
- v. 5688. der veirziger was wale ein ewelich,
Dederige van Berne weil gelich.

poétique des Mérovingiens, p. 55 ss.), und Braune (Paul und Braune, Beiträge, tom. 21, p. 5 ss. und p. 251 ss.), die unter gentilia carmina lateinische Dichter zu verstehen glauben. — Vergl. auch Grimm, Heldensage, p. 30 No. 12 und Koberstein, Grundriss der deutsch. Literatur, 4. Aufl. p. 20.

*) Grimm, Heldensage, p. 36.

***) Cf. Die Chroniken der niederrheinischen Städte: Cöln, vol. 1. Leipzig 1875, Hirzel, p. 127, 157, 164, 183.

Das ganze Mittelalter hindurch ist das Gedicht vom Kampfe Hildebrands mit seinem Sohne Hadubrand im Volksmunde bekannt gewesen; die ersten Drucke dieses Gedichtes stammen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Zahlreiche Belege dafür, dass Lieder über Dietrich von Bern bis ins 16. Jahrhundert vorhanden waren, gibt Wilhelm Grimm in seiner Heldensage.*)

Ein Lied aus der Dietrichssage, das den Tod des Königs Ermrich besingt, ist noch auf fliegenden Blättern des 16. Jahrhunderts im Umlauf gewesen. Der Titel ist folgender: Twe lede volgen. Dat erste van Dirick van dem Berne, wo he sülf twölffte den koeninck van Armentriken, mit veerdehalf Hundert Man up synen egen Slate vmmegebracht hefft. Dat ander Van Juncker Baltzer. Gedruckt 1560.

Sänger werden in den Epen überall genannt: Volker bei den Burgunden, Werbel und Swemmelin bei den Hunnen im Nibelungenlied, Horant in der Gudrun. — Chlodwig erbittet sich von Theoderich einen „kunstgeübten Harfenspieler um beim Male zu singen.“**) — In der Dietrichssage kommt ein Sänger namens Isung (Elsân) vor.***) — Angelsächsische Lieder lassen den Herranda (Herrant) ein Sängeramts beim Könige verwalten †) und erzählen, das Widsid von Hof zu Hof wandert und für seine Gesänge kostbare Geschenke erhält. ††) — Im Beowulflied (v. 867 ss.) reitet ein Mann des Königs Hrodgar im Zuge der Helden und singt von dem Drachenkampf Sigemunds und von den Taten Beowulfs. — Bernlef, ein blinder Friese, der zu Ende des 8. Jahrhunderts lebte, wurde von seinen Nachbarn sehr hoch geachtet, weil er die Taten der Väter und die Kämpfe der Könige nach der Sitte seines Volkes wohl zu singen verstand. †††) Saxo

*) Grimm, Heldensage, 3. Aufl., Nr. 25b, 40b, 73, 83, 84, 85, 91, 116b, 117, 117b, 117c, 122b, 125b, 129, 133, 133b, 133c, 136, 139, 141, 145, 147, 149, 151, 151b, 155, 159, 160.

**) Cassiodor, Var II, 40. — Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, pag. 129ss und 135, glaubt aus diesem Bericht die Anfänge der epischen Dichtung bei den Westgermanen zu erkennen.

***) Vilck, Saga c. 118.

†) Conybeare v. 243.

††) Ibid. v. 128—132, 174—179, 214—228.

†††) Alfridi, Vita S. Liudgeri, Lib. 2. cap. 1.

Grammaticus weiss zu erzählen, dass im 12. Jahrhundert in Dänemark an dem Hofe Sänger gelebt haben. *)

Dem uns allein erhaltenen Heldenlied aus dem 8. Jahrhundert, einem kleinen Bruchstücke des Hildebrandsliedes, ist leider nichts für unsere Zwecke zu entnehmen, obwohl es seiner frühen Abfassungszeit wegen schon allein für das Vorhandensein von Heldenliedern in jener Zeit wertvoll ist. Im Ludwigslied dagegen, das Ende des 9. Jahrhunderts abgefasst wurde, finden wir einige Anhaltspunkte für die Entwicklung der Charakteristik. Da dieses Gedicht wahrscheinlich von einem Geistlichen gedichtet worden ist, kann es zwar nicht direkt als Volkslied angesehen werden, soll aber trotzdem hier seinen Platz finden, weil es das älteste Lied in deutscher Sprache ist und die Bildung der Geistlichkeit um jene Zeit nicht sehr hoch stand. Es heisst darin Strophe 24:**)

Thâr vaht thegeno gelîh	Nichein sôsô Hluduîg
Snel indi kuoni,	Thaz uuas imo gekunni.
(Da focht der Helden jeglicher, keiner so wie Ludwig schnell und kühn, das war ihm angestammt).	

Wichtigeres und besseres über den Inhalt der Helden- und Totengesänge erfahren wir von Jordanes, der uns den Totengesang Attilas, welcher in gotischer Sprache***) gesungen wurde, überliefert: Hist. Get., cap. XLIX, 256 et 257: „Wie sein Leichnam von seinem Volke geehrt wurde, davon wollen wir nur wenig von vielem hervorheben. Mitten auf dem Felde unter seidenen Zelten wurden seine sterblichen Reste aufgestellt. Dann führten sie ein wunderbares feierliches Schauspiel auf. Die besten Reiter aus dem ganzen Hunnenvolk ritten um den Platz herum, wo er lag, wie bei Zirkusspielen, und verherrlichten seine Taten in Leichengesängen auf folgende Weise: „Attila der Hehre, Beherrscher der Hunnen, Mundzüks Erzeugter, König kampfmütiger Völker, der wie kein anderer vor ihm

*) Saxo, XIV, p. 722.

**) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler. 3. Aufl. p. 26.

***) Cf. Kelle, Gesch. d. Deutschen Literatur, vol. I, p. 20 und Symons, Germ. Heldensage, p. 17 (622).

Scytiens und Germaniens Reiche mit unerhörter Gewalt allein regierte, der beiden Römerreiche Schrecken, der Städteeroberer; um nicht alles den Feinden zur Beute werden zu lassen, liess er sich erbitten, jährlichen Tribut anzunehmen. Da er alles dieses mit Glück vollbracht hatte, fand er nicht durch den Tod der Feinde, nicht durch den Trug der Seinigen, mitten im freudigsten Glück, im Glanz seines Volkes, sonder Schmerzempfindung den Tod. Wer sollte da also das für des Lebens Ende halten, wo niemand an Rache denken kann? Nachdem sie ihn mit solchen Klageliedern betrauert, feierten sie ihm auf seinem Grabhügel eine „strava“, wie sie es nennen, mit unermesslichem Trinkgelage, und indem sie Gegensätze miteinander verbanden, vermischten sie die Todesklage mit Äusserungen der Freude.“

Was war nun der Inhalt dieser Heldenlieder und Totengesänge? So viel Quellen wir für das tatsächliche Vorhandensein dieser Gesänge besitzen, so selten und so fragmentarisch können wir den Zeugnissen entnehmen, was sie enthielten.

Bei Tacitus (Germ. cap. 3) befindet sich die kurze Notiz: „Ihn (den Herkules) besingen sie als den „ersten aller Helden“. Diodor (Lib. V, cap. 30) lässt die Helden von den tapferen Taten ihrer Ahnen und von ihrer eigenen Heldenkraft singen. Gehaltvoller ist die Bemerkung Paulus Diaconus' (Hist. Langobard. Lib. V, cap. 27): „Alboins Name aber ward weit und breit so berühmt, dass bis heute sein Edelmut und sein Glück und seine Tapferkeit im Kriege . . . in Liedern gepriesen wird.“ Das erste Lied in deutscher Sprache, das Ludwigslied, sagt von seinem Helden:

Thâr vaht thegeno gelîh,	Nichein sôsô Hluduîg
Snel indî kuoni,	Thaz uuas imo gekunni.

Die von Jordanes erhaltene Totenklage lässt uns schon eher einen Einblick in ähnliche Totenklagen tun. Es wird von Attila nicht allein gesagt, dass er hehr und tapfer war, sondern auch welchem Geschlechte er entstammte, über welche Länder er herrschte und welch glücklicher Tod ihm beschieden gewesen sei.

Aus den beigebrachten wenigen Zeugnissen kann man zwar keine bestimmten Schlüsse ableiten, welche Eigenschaften der

Helden besungen wurden und in welcher Weise dies geschah, sondern nur gewisse Vermutungen aufstellen.

Was für Eigenschaften man an den Helden rühmte, war von der Entwicklung der sittlichen Ideen abhängig.*) Anfänglich wird die Tugend im weitesten Sinne des Wortes gepriesen worden sein, wie: Leibesstärke, Tapferkeit, Geschicklichkeit, Ausdauer, Schönheit des Körpers, dann Reichtum, edle Abstammung und, bei weiterer Entwicklung, hervorragende geistige Eigenschaften.**)

Die Art der Schilderung wird in schmückenden Beiworten bestanden haben, die ganz typisch angewandt wurden, denn dass man bei den Germanen des symbolischen Zeitalters von einer tieferen Betrachtung des Menschen als Sonderexistenz noch weit entfernt gewesen sein muss, beweist die damalige niedere Kultur, die eine Selbständigkeit des Individuums noch nicht kannte, und die Gegenüberstellung mit den viel später abgefassten grossen Nationalepen, bei welchen die Charakteristik noch in rein typischer Weise erfolgte.

b) Volkstümliches Epos.

Nibelungenlied und Gudrun.

Die Schlacht- und Totengesänge, vornehmlich die letzteren, wurden von den Überlebenden und Nachkommen weiter gesungen und durch Zusätze, die der Phantasie des einzelnen entsprangen, erweitert. Es wird nun darzustellen sein, wie die Gestaltung vom Heldenlied zum Epos erfolgt ist,***) in welcher

*) Flügel, Entwicklung der sittlichen Ideen, Zeitschr. für Völkerpsychologie, 1890, vol. 12 passim.

***) Weitere Nuancen der Tapferkeit, nicht als Herleitungen aus dem Worte „tapfer“ (taphar = gewichtig), sondern als Abstufungen und Unterscheidungen, wie wir sie jetzt zu erkennen vermögen, waren noch nicht vorhanden. Wir können z. B. unterscheiden: tapfer, mutig, wagemutig, waghalsig, kühn, kühnlich, tollkühn (heldenhaft), tüchtig, unerschrocken, herzhaf, beherzt, dreist u. a. m.

****) Über die Gestaltung der Sagen, besonders Grimm, Heldensage, p. 381 bis 449, (Ursprung und Fortbildung), und Symons, Heldensage, passim.

Weise die Epen aus den einzelnen Sagenliedern entstanden sind, denn Zwischenglieder dieser Entwicklung sind der deutschen Nachwelt nicht überliefert worden und man kann nur Vermutungen darüber aussprechen. *) Sie mag folgendermassen verlaufen sein: **)

1. Im Volke entstanden Heldenlieder und -gesänge, in denen die Taten der Stammeshelden gepriesen und die von späteren Generationen zu Sagen erweitert wurden.

2. Diese einzelnen Sagenlieder pflanzten sich im Volksmunde nicht nur bei den Stämmen, bei denen sie entstanden waren, fort, sondern sie wurden auch den benachbarten Volksstämmen übermittelt. Dadurch wurde die Kenntnis der einheimischen Sagenlieder durch fremde vermehrt und man verschmolz sie miteinander, da sie oft zu gleicher Zeit von den Sängern vorgetragen wurden, unbekümmert darum, ob die darin auftretenden Personen Zeitgenossen waren oder nicht, (Etzel — Dietrich — Gundicar etc. in der Nibelungensage) wobei Verstümmelungen und Veränderungen von Namen der jungen, noch nicht zur schriftlichen Aufzeichnung gelangten Sprache häufig vorkamen.

Es ist leicht möglich, dass Siegfried ursprünglich nur als Drachentöter bekannt gewesen ist; ein ins Land gekommener, auswärtiger fahrender Sänger wird die Taten eines fremden Helden, der im Kampfe einen in der Sage zum Riesen gewordenen Gegner tötete, besungen haben. Obgleich der Name des besungenen Helden ein fremder war, setzte doch das Volk den Namen seines Nationalhelden, den Siegfrieds, dafür ein. So nimmt Fischer ***) eine Verschmelzung der Sage von Siegfried und den Nibelungen an, vermöge der Namensgleichheit des nibelungischen mit dem burgundischen Gunther.

3. Die Aufnahmefähigkeit, unterstützt durch ein stark ent-

*) Symons, p. 55 (660).

**) Es ist nicht meine Absicht, der vom sprachlichen Standpunkte aus vertretenen Ansicht über die Entstehung der volkstümlichen Epen entgegenzutreten oder sie widerlegen zu wollen: Kulturhistorisch aber betrachtet — und diese Betrachtungsweise bedingt der Gegenstand der ganzen Erörterung — wird sie in der folgenden dargestellten Weise verlaufen sein.

***) Forschungen, p. 111.

wickeltes Gedächtnis, reift, so dass verschiedene Säger, vielleicht auch Dichter zugleich, unabhängig von einander, hier oder dort solche grössere kombinierte Sagenlieder noch weiter zu Sagenzyklen vereinigten, deren engere Verbindung ihr Verdienst war und die sie dann zusammenhängend den Zuhörern vortrugen.

4. Ein Dichter hat nun aus solchen, noch nicht feststehenden, willkürlichen und öfteren Veränderungen unterworfenen Sagenkompositionen — die den uns erhaltenen Gestaltungen der grossen Volksepen teilweise nicht mehr sehr fern stehen konnten — ein Werk geschaffen und aufgeschrieben.*)

Dass der Inhalt des Nibelungenliedes verschiedenen Sagen entnommen worden ist, ist leicht ersichtlich, denn wir finden darin eine Verschmelzung der niederländischen, burgundischen, hunnischen und ostgotischen Sagenkreise, wengleich auch in diesem Epos die Sagen völlig ineinander übergegangen sind, während in der Gudrun noch sehr deutlich aus der Dreiteilung: Hagen-Hilde-Gudrun**) die Kombination der ursprünglich wohl in keinem direkten Zusammenhange stehenden Sagen hervortritt.

Es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass keine der uns unter A, B oder C bekannten überlieferten Handschriften des Nibelungenliedes die erste Niederschrift des Gedichtes darstellt,***) sondern ihre Auslassungen, Zusätze, Änderungen in der Sprache und doch annähernd gleichzeitige Abfassung (um die Wende des 12. Jahrhunderts) deuten darauf hin, dass alle drei nur verschiedene Abschriften †) eines verloren gegangenen

*) „Nicht 20 um 1190 entstandene, kurze selbständige Volkslieder sind von einem Sammler vereinigt worden, sondern ein höchst begabter Dichter benützte um 970 die noch vorhandenen schon entstellten und verkümmerten Reste des uralten, früher von kunstgeübten Sängern gebildeten und gepflegten Heldengesanges.“ Holtzmann, Untersuchungen, p. 173. — Diese Ansicht teilt im wesentlichen: Zarncke, Zur Nibelungenfrage, passim, und in seinen verschiedenen Ausgaben des Nibelungenliedes. — Cf. Fischer, Forschungen, p. 156.

**) Nach Wilmanns beruht der Inhalt der ursprünglichen Dichtung auf einer Kontamination dreier Sagen, der von Hilde, Herwig und Kudrun.

***) Holtzmann, Untersuchungen, p. 173 ss. — Bartsch, Über das Nibelungenlied p. 60—61. — Fischer, p. 156 ss.

†) Lachmann und W. Grimm, Briefwechsel über das Nibelungenl., Brief W. Grimms an Lachmann, p. 202.

Originals sind,*) von welchen A die älteste und kürzeste, B die mittlere, C die jüngste und vollständigste ist.**)

Von der Gudrundichtung ist nur eine Handschrift vorhanden, die auf Befehl Maximilians angefertigt wurde, aber durch schlechte Überlieferung sehr entstellt ist. Man muss daher auf eine eingehende Untersuchung des Liedes verzichten***) und kann nur die Vermutung aussprechen, dass es schon lange vor dem Jahre 1200 Aufzeichnungen der Sage gegeben haben mag.

Der Zusammenschluss der Sagenlieder zu Liederzyklen (wie sie nach p. 18 No. 3 zu denken sind) hat in den entwickelteren Gegenden Deutschlands schon zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert stattgefunden.†) Dieser Beweis ist durch die Identität historischer Personen und Helden, die in den verschiedenen Sagen auftreten, erbracht worden.††)

Wir finden die ältesten Angaben über geschichtlich bekannte Helden der späteren Epen bei den Ostgoten, die ja auch durch die nahen Beziehungen zur römischen Kultur die meisten und frühesten Geschichtsschreiber aufzuweisen haben. So wird von Jordanes ein Ostgotenkönig Ostrogotha genannt, der schon um das Jahr 250 regiert hat und der in der Überlieferung der deutschen Sage fortlebte. Weiter nennt derselbe Geschichtsschreiber den bekannteren König der Amaler, Ermrich oder Ermanarich (gest. 375), der auch in der Edda und Volsungasaga genannt ist.

Mit Vorliebe wurde aber Theoderich von Verona († 526) als Dietrich von Bern in der Sage gefeiert; von ihm handelt mittelbar das Hildebrandslied, in welchem der Kampf seines Waffenmeisters mit dessen Sohne Hadubrand geschildert wird. Theoderich ist die meist genannte Person der germanischen Sage und lebt noch bis auf unsere Zeit im Volksliede fort.

Sonderbarerweise sind die bald nach Theoderich folgenden Ostgotenkönige Totila (gefallen 552 gegen Narses) und besonders

*) Bartsch, p. 365.

**) Kettner, (Zur Kritik des Nibelungenliedes p. 204) geht sogar so weit, dass er C nicht mehr als Handschrift gelten lässt.

***) Symons, Ausg. der Kudrun, p. 1, 2.

†) Cf. Kelle, Gesch. der deutsch. Lit. p. 17; Symons, Heldensage, p. 14 ss, etc.

††) Symons, Heldensage, p. 14 und 15 (619, 620).

Teja (getötet 552 [553?] am Vesuv), deren Taten so viel Stoff zur Aufnahme in die Heldensage geboten hätten, von dieser nirgends besungen worden,*) woraus man wohl vermuten kann, dass um diese Zeit die Heldensage der Süd- und Westgermanen schon nach Norden gewandert war: nachweisbar aber ist die Sage in den nordischen Ländern erst im 9. Jahrhundert und hat in den Liedern der Edda ihren Niederschlag gefunden.

Mit Theoderich in nahe Beziehungen gebracht hat man den Hunnenkönig Attila und Gundahari den Burgundenfürsten.

Attila, oder Etzel in der Sage, hat in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts gelebt und ist 453 in der Hochzeitsnacht gestorben. Bezeichnend ist es für die lebhaftige Sagenbildung jener Zeiten, dass man aus seinem jungen, burgundischen Weibe, Ildico (Hildikó), die stolze Kriemhild, die ehemalige Gattin Siegfrieds schuf.

Gundahari oder Gundikar, ein Frankenkönig, in der Sage Gunther, von Prosper Aquitanus und Cassiodor Gundicarius genannt, wird mit den Seinigen zwischen den Jahren 435 und 437 von den Hunnen völlig besiegt und getötet.

In seiner an Sagenüberlieferungen reichen Longobardengeschichte nennt Paulus Diaconus (Lib. I, cap. 21; V, 33, VI, 42 etc.) den lombardischen König Rothari, der um 614—650 gelebt hat und, nachdem er 636 zur Regierung gekommen, der Gesetzgeber seines Volkes wurde. Ihn finden wir, wenn auch sehr verändert, in der Spielmannsdichtung „König Rother“ wieder.

Die wesentlichsten Gründe, die man angeführt hat, dass das Nibelungenlied nicht erst eine Schöpfung des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts sein könne, sollen im folgenden kurz zusammengestellt, teilweise erweitert und um einen neuen, ausschlaggebenden vermehrt werden:

1. Alle im Nibelungenliede vorhandenen historischen und geographischen Anhaltspunkte deuten auf das 9. und 10. Jahrhundert hin.**)

*) Symons, Heldensage, p. 14 (619).

***) Die Belege dafür bringt am vollständigsten zusammen: H. Fischer, Die Forschungen über d. Nibelungenl. p. 170—171.

2. Das Christentum*) spielt in den beiden volkstümlichen Epen nur eine ganz nebensächliche Rolle, auch werden seine Lehren oft ganz falsch angewandt und mit heidnischen Sitten und Gebräuchen vermengt. Der versöhnende Gedanke des Christentums fehlt vollständig im Nibelungenliede, besonders im zweiten Teile. Dieses Epos steht noch vollkommen im Banne des Heidentums: Auge um Auge, Zahn um Zahn; die Rache Kriemhilds ist der leitende Gedanke des Liedes. Überall ist die christliche Religion nur Formsache: das Messegehen in Worms, Utes Zurückgezogenheit im Kloster, der Hinderungsgrund Kriemhildes, den heidnischen König Etzel zu heiraten (Nib. 1188, 2 und 1202, 2) u. s. f.

Je mehr sich das Christentum bei den germanischen Stämmen Eingang verschaffte, desto schärfer musste seine Trennung vom Heidentum hervortreten: dies ist im Nibelungenlied aber noch nicht zu erkennen, denn wo Christen und Heiden gemeinsam auftreten, werden sie vorwiegend formelhaft zusammengenommen:

Nib. 1274, 4: under kristen unde heiden; 1275, 2; 1278, 3: von kristen und von heiden manege wite schare; 1293, 4: daz taten cristen helde und ouch die heiden nach ir siten.

Ebenso formelhaft werden die Christen und Heiden in der Gudrun zusammengefasst: Kudrun, 186, 3; 808; 911—913.**)

Als die Burgundenhelden am Hofe Etzels weilen, vergisst der Dichter ganz, dass sie sich in einem heidnischen Lande befinden, aber trotzdem ins Münster zur Messe gehen wollen, wie es Nib. XVII, 1788 heisst:

Dâ schein der lichte morgen	den gesten in den sal.
Hagene begunde wecken	die rittere über al,
ob sie zuo dem münster	ze messe wolden gân.
nach siten kristenlichen	man vil liuten began.

Dass eine scharfe Trennung zwischen Christen und Heiden

*) Cf. R. v. Muth, Einleitg. in d. Nibelungenl. p. 348—349. — E. Kettner, Die österr. Nibelungendichtg. p. 117 ss. — A. E. Schönbach, Das Christentum in der altdeutsch. Heldendichtg. p. 7 ss.

**) Cf. Schönbach, p. 136.



noch nicht gemacht wurde,*) erkennt auch der Dichter unbewusst, indem er sagt: Nib. XII, 1275, 2:

Bî im (Etzel) was alle zite daz waetlich mêr ergê
kristenlicher orden unt ouch der heiden ê.

Gerade die Personen, die am unchristlichsten handeln, Kriemhild und Hagen, sind religiösen Gedanken am meisten zugänglich,**) so wird besonders Hagens Frömmigkeit öfters hervorgehoben: Nib. XVII, 1788, 1789, 1793, 1794.

Wie wenig Achtung man der Geistlichkeit noch entgegenbringt, ergibt die 14. Aventure, in welcher Hagen bei der Überfahrt über die Donau (Nib. XIV, 1514 ss) den Kaplan in den Fluss wirft.

Sollte das Christentum des 12. oder 13. Jahrhunderts im Volke noch nicht mehr Wurzel gefasst haben, dass der Gedanke zur Befriedigung der Rachsucht, der so wenig mit der alles versöhnenden christlichen Liebe übereinstimmt, ein so gewaltiges Epos noch völlig beherrschte? Bei den Epen Wolframs, Gottfrieds und Hartmanns dagegen ist das Christentum vollkommen ein Gemeingut ihrer Werke geworden und wird nicht mehr als ein noch unverarbeitetes Erzeugnis einer fremden Kultur empfunden. Im Parzival sind die Ideale des Christentums sogar die Hauptmotive der Handlung und diese, ganz im Dienste der monotheistischen Religion stehende Schöpfung soll in dieselbe Zeit fallen, in die man die Abfassungszeit des Nibelungenliedes verlegt hat?

3. Die Sitten, die sich in diesem Epos widerspiegeln, sind viel älter als die des 13. Jahrhunderts,***) wie auch der feige Charakter der Hunnen nicht mit demjenigen der Ungarn des 11. Jahrhunderts verglichen werden kann. — Jede Zeit sieht

*) Die Gleichstellung Etzels mit den Burgunden erklärt sich aus einer Zeit, in der für diese das christliche Bekenntnis keine Scheidung von dem Hunnenkönig erhielt. Rettberg, Kirchengeschichte, vol. 1, pag. 451. — Religiöse Gedanken und Empfindungen sind fast durchgängig konventionell. Kettner, Österr. Nibelungen-dichtg. p. 117.

**) Kettner, ib. p. 118 u. 120.

***) Fischer, Forschungen, p. 184 ss.

sich in ihrem eigenen Gewande und der Darsteller muss sich daher, um frühere Geschehnisse beurteilen und beschreiben zu können, völlig in die zu schildernde Zeit zurückversetzen. Diese Kunst ist erst eine Errungenschaft der modernen Zeit und die Dichter und Geschichtsschreiber des Mittelalters verstanden sie noch nicht, ebensowenig die Verfasser des Nibelungenliedes und der Gudrun.

4. Die Schilderung der Persönlichkeit im Nibelungenlied und in der Gudrun erfolgt noch in der ursprünglichsten und einfachsten Art der Charakteristik, durch Beifügung von Epithetis ornantibus, woraus hervorgeht, dass beide volkstümlichen Epen weit früher abgefasst sein müssen, als die literarischen Erzeugnisse der Spielmannspoesie und die sogenannten höfischen Epen.

Denn um die Mitte des 11. Jahrhunderts (Rother) und ganz besonders um die Wende des 12. Jahrhunderts (Parzival, Tristan, Erec; Eneide) hatte selbst bei Laien von nicht klassischer Bildung*) die Fähigkeit, Personen zu zeichnen, schon einen so hohen Grad erreicht, dass es bei dem gänzlichen Mangel an literarischen Porträts im Nibelungenliede und in der Gudrun als ausgeschlossen betrachtet werden muss, dass beide Epen erst um das Jahr 1200 in einer der Handschrift A nahestehenden Gestalt abgefasst worden sind. — Ein Vergleich mit den oben erwähnten Dichtungen der höfischen Poesie muss diese Behauptung beweisen.

Nibelungenlied.**)

Hören wir nun den Dichter selbst, wie er verstanden hat, seine Gestalten zu zeichnen. Er beginnt mit Kriemhild:

*) Bekanntlich konnte Wolfram von Eschenbach weder lesen noch schreiben.

***) Die Strophen werden nach der Lachmannschen Redaktion zitiert. Die mit * versehenen Strophen sind darnach als unecht bezeichnet worden. — Ich habe mich beschränkt eine sinngetreue Übersetzung den Belegen zuzufügen und alle die Sprache glättenden Worte wegzulassen, um die damalige Art der Schilderung möglichst genau wiederzugeben.

- | | |
|---|---|
| <p>I, 2* Ez wuohs in Burgonden
daz in allen landen
Kriemhilt was si geheizen
dar umbe muosen degene</p> | <p>ein schoene magedîn,
niht schoeners mohte sîn.
und was ein schoene wîp.
vil verliesen den lîp.</p> |
| <p>3* Der minneclîchen meide
in muote kûener recken:
âne mâzen schoene
der juncfrouwen tugende</p> | <p>triueten wol gezam
niemen was ihr gram.
sô was ir edel lîp.
zierten anderiu wîp.</p> |

Von der Königstochter wird gesagt, dass sie im Burgundenlande aufgewachsen, ein schönes Mädchen von edler Gestalt und mit allen jungfräulichen Eigenschaften geziert gewesen sei.

Man habe sie herzlich lieb gehabt, um ihretwillen sich in Gefahren gestürzt und niemand hätte ihr gram sein können.

Es folgt die Schilderung der drei Könige: Gunther, Gernot, Giselher:

- | | |
|---|--|
| <p>I, 4.* Ir phlâgen drî kûnege
Gunthere unde Gêrnôt,
und Gîselher der junge
diu frouwe was ir swester,</p> | <p>edel unde rîch
die recken lobelîch,
ein ûz erwelter degen.
die fürsten hetens in ir pflegen.</p> |
| <p>5.* Die hêren wâren milte,
mit krefte unmâzen kûene,
dâ zen Burgonden
si frumden starkiu wunder</p> | <p>von arte hoh geborn,
die recken ûz erkorn.
sô was ir lant genannt:
sît in Etzelen lant.</p> |
| <p>6.* Ze Wormz bî dem Rîne
in diende von ir landen
mit stolzlîchen êren
sît sturbens jâmerlîche</p> | <p>si wonden mit ir kraft.
vil stolziu rîterschaft
unz an ir endes zît.
von zweier edelen frouwen nît.</p> |

Die drei auserwählten Recken, die ihre Schwester in Obhut hatten, waren edel, reich und freigebig, von hoher Abkunft und von ausserordentlicher Kühnheit. Bei den beiden älteren Brüdern wird noch hinzugefügt: die lobenswerten Recken, bei Giselher: ein auserwählter Degen.

Die Fürsten herrschten in Worms mit grosser Macht über Burgund; auch diente ihnen eine stolze Ritterschaft mit Ruhm und Auszeichnung bis an ihr Lebensende, nachdem sie vorher in des Königs Etzels Land grosse Heldentaten vollbracht hatte.

Zur Vervollständigung werden die Eltern genannt: Ute und Dankrat:

- I, 7.* Ein rîchiu küniginne, frou Uote ir muoter hiez:
ir vater hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sît nâch sîme lebne, ein ellens rîcher man,
der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan.

Von Ute, der Mutter der vier Geschwister, erfahren wir nur, dass sie reich, und vom verstorbenen Vater, Dankrat, dass er ein kraftreicher Mann war, der in seiner Jugend viele Ehren erworben hatte.

Nachdem so das Königsgeschlecht eingeführt worden ist, wird noch einmal hervorgehoben, dass die drei Könige von grosser Kraft und dass ihnen die besten Recken untertan waren, von denen man gesagt hat, dass sie sehr kühn und in allen Kämpfen unverzagt gewesen seien.

Die Recken werden beschrieben in den Strophen:

- I, 9.* Daz was von Troneje Hagene, und ouch der bruoder sîn,
Dancwart der vil snelle, und von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven, Gêre und Eckewart,
Volkêr von Alzeije, mit ganzen ellen wol bewart.
- 10.* Rûmolt der kuchenmeister, ein ûz erwelter degen,
Sindolt und Hûnolt, dise hêrren mousen pflegen
des hoves und der êren, der drîer kûnege man.
si heten noch manegen recken, der ich genennen niht enkan
- 11.* Dancwart der was marschalch: dô was der neve sîn
truhsaeze des kûniges, von Metzen Ortwîn:
Sindolt der was schenke, ein ûz erwelter degen:
Hûnolt was kameraere: si kunden grôzer êren pflegen.

- 12.* Von des hoves krefte und von ir witen kraft,
 von ir vil hôhen werdekeit und von ir rîterschaft,
 der die hêrren pfâgen mit frôuden al ir leben,
 des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende geben.

Von den zwölf Recken, die mit ihren Ämtern aufgezählt werden, erhalten nur Dankwart, Volker, Rumolt und Sindolt je ein kurzes Beiwort als: „der schnelle“, „durch hohe Kräfte wohl bewahrt“, oder „ein ausserwählter Degen“. Zuletzt wird noch von allen ausgesagt, dass von der Menge und ihrer ausgebreiteten Macht und von ihrem Ansehen und ihrem ritterlichen Leben und Treiben mit dem sie ihren Königen dienten, wohl niemand vollständig berichten könnte (da ihre guten Eigenschaften zu gross waren).

Einzeln, aber nur gelegentlich im zweiten Teile, wird Hagen beschrieben:

- XVIb, 1672. Der helt was wol gewachsen, daz ist alwâr,
 grôz was er zen brusten, gemischt was sîn hâr
 mit einer grîsen varwe, diu bein wâr in lanc.
 eislich sîn gesiune, er hete hêrlîchen ganc.

Der Held war wohl gewachsen: mit breiter Brust, langen Beinen und grau gemischtem Haar; schrecklich war er von Gesicht, doch herrlich sein Gang.

Die Bruchstücke der literarischen Porträts, die von der burgundischen Königsfamilie und ihren Dienstmännern entworfen werden, sind — mit Ausnahme desjenigen Hagens vielleicht — äusserst dürftig und sind so typisch gehalten, dass man, nach heutigem Massstabe gemessen, aus den gegebenen Schilderungen nur Geschlecht und Stand der Personen erkennen kann, also, dass Kriemhild ein mit Vorzügen ausgestattetes Weib, dass Gunther, Gernot und Giselher Könige und die zwölf Recken ihre Lehnsleute sind.

Etwas gehaltvoller ist die Schilderung Siegfrieds:

- 1, 20. Dô wuohs in Nederlanden eins rîchen kûneges kint
 (des vater hiez Sigemunt, sîn muoter Sigelint),
 in einer bûrge rîche, wîten wol bekant,
 niden bî dem Rîne: diu was ze Santen genant.

21. Ich sage iu von dem degne, wie schoene der wart.
 sîn lîp vor allen schanden was vil wol bewart.
 stark unde maere wart sît der küene man.
 hey waz er grôzer êren ze diser werlde gewan!
22. Sîfrit was geheizen der selbe degen guot.
 er versuohte vil der rîche durch ellenthafte muot.
 durch sînes lîbes sterke reit er in menegiu lant.
 hey waz er sneller degne zuo dem Burgonden vant!
- 23.* In sînen besten zîten, bî sînen jungen tagen,
 man möhte michel wunder von Sîfride sagen,
 waz êren an im wüehse und wie schoene was sîn lip.
 sît heten in ze minne diu vil waetlîchen wîp.
- 24.* Man zôch in mit dem flîze, als im daz wol gezam:
 von sîn selbes muote waz tugent er an sich nam!
 des wurden sît geziert sînes vater lant,
 daz man in ze allen dingen sô rehte êrlîchen vant.
- 25.* Er was nu sô gewahsen daz er ze hove reit.
 die liute in gerne sâhen: manic frouwe und manic meit
 im wunschten daz sîn wille in immer trûege dar.
 holt wâren im genuoge: des wart der hêrre wol gewar.

Siegfried, der Sohn eines mächtigen Königs aus den Niederlanden, Sigmunt und seiner Gattin Sigelint, war in einer weitbekanntenen, mächtigen befestigten Stadt, Xanten am Rheine, aufgezogen worden.

Der junge Königssohn wird als ein tadelloser, starker, berühmter und streitbarer Held geschildert, der schon viele fremde Reiche besiegt und viele Ehren erworben hat.

Von seiner Jugendzeit hat man sehr viel merkwürdiges zu berichten, viele herrliche Anlagen entwickelten sich an ihm, und viele Frauen schenken ihm, ob seiner schönen Gestalt, ihre Minne.

Mit Sorgfalt wurde Siegfried erzogen, wie es sich bei seinen guten Anlagen und seinem Stande wohl geziemte. Und da er viele Vorzüge hatte, und er sich in jeder Hinsicht als ein Held erwies, so wurde er eine herrliche Zierde im Lande seines Vaters.

Als Siegfried Kriemhild zum ersten Male sieht, wird die Schönheit der Fürstentochter noch einmal gerühmt:

- | | |
|--|--|
| <p>III, 280. Nu gie diu minneclîche
tuot ûz trûeben wolken.
der si dâ truoc in herzen
er sach die minneclîchen</p> | <p>alsô der morgenrôt
dâ schiet von maneger nôt
und lange hete getân:
nu vil hêrlîchen stân.</p> |
| <p>281. Jâ lûhte ir von ir waete
ir rôsenrôtiu varwe
ob ieman wûnschen solde,
daz er ze dirre werlde</p> | <p>vil manic edel stein:
vil minneclîchen schein.
der kunde niht gejehen
hete iht schoeners gesehen.</p> |
| <p>282. Sam der liehte mâne
der schîn sô lûterlîche
dem stuont sie nu gelîche
des wart wol gehoehet</p> | <p>vor den sternen stât,
ab den Wolken gât,
vor andern frouwen guot.
vil maneges heldes muot.</p> |

Die minnigliche Jungfrau, dem Morgenrote gleich, das aus trüben Wolken herrlich hervorleuchtet, kommt in reich mit Edelsteinen geschmücktem Gewande und mit rosenroten Wangen, von einer noch nie gesehenen Schönheit dem jungen Siegfried entgegen.

Wie der Mond alle Sterne verdunkelt, so verdunkelt auch sie alle Schönheit der anderen Frauen, wodurch sie den Mut vieler Helden erhöht.

Von ihrer Rivalin, der nordischen Königin Brunhild, erfahren wir folgendes:

- | | |
|--|---|
| <p>IV, 325. Ez was ein küniginne
ninder ir gelîche
si was unmâzen schoene,
si schôz mit snellen degnen</p> | <p>gesezzen über sê:
was deheiniu mê.
vil michel was ir kraft,
umbe minne den schaft.</p> |
| <p>326. Den stein warf si verre,
swer ir minne gerte,
driu spil an gewinnen
gebrast im an eime,</p> | <p>dar nâch si wîten spranc.
der muose âne wanc
der vrowen wol geborn:
er het daz houbet verlorn.</p> |

Schon in der Einführung in dieses Lied wird die Charakteristik zu geben versucht: Jenseits des Meeres wohne eine Königin von ausserordentlicher Schönheit und grosser Leibesstärke, die mit kräftigen Degen um den Preis ihrer Minne den Wurfspieß schleudere, den Stein ins Weite werfe und dann hinterdrein spränge. In diesen drei Spielen mussten die Recken sie besiegen; erlagen sie im Streite, so war ihr Leben verwirkt.

Als sich Brunhild ankleidet wird ihre Kleidung beschrieben:*)

- | | |
|--|---|
| IV, 407. Dô diu küniginne
der spile bat si gâhen,
si hiez ir ze strîte
ein brünne von golde, | sîne rede vernam,
als ir daz gezam.
bringen ir gewant,
und einen guoten schildes rant. |
| 408.* Ein wâfenhemde sîdn
daz in deheime strîte
von pfelle ûzer Libiâ.
von pforten licht gewûrhte | leite an diu meit,
wâfen nie versneit,
ez was wol getân:
schein liehte dar an. |

Sie liess zum bevorstehenden Zweikampf ihr Gewand, ihre Brünne, und einen guten Schild bringen. Das aus lybischen Stoff verfertigte und noch nicht von Waffen verletzte seidene Kleid stand ihr gut. Glänzend gewirkte Borten sah man daran leuchten.

Ergänzt wird diese Schilderung, wobei noch besonders ihre Kleidung bedacht wird, in den Strophen 413*—416* und 418—419.*

- | | |
|--|--|
| IV, 413.* Dô was ouch komen Prûnhilt:
sam ob si wolde strîten
jâ truoc si ob den sîden
dar under minneclîchen | gewâfent man die vant,
um elliu kûneges lant.
manegen goldes zein,
ir liehtiu varwe schein. |
|--|--|

) Die Schilderung der Kleidung Brunhildes in den Strophen 407, 408, 414*—416*, 418—419*, der Ausstattung Siegfrieds und seiner Recken in den Strophen 67*, 69*, 72—75, der Jagdausrüstung Siegfrieds, 892*—898, der Ausstattung Gunthers, Siegfrieds, Hagens und Dankwarts beim Einzuge in die Burg Brunhilds 384*—387*, der Gewänder der Frauen beim Empfang Gunthers und Brunhilds in den Strophen 530—536, sind als spätere Zusätze anzusehen, wie dies u. a. E. Kettner, in der Zeitschrift für deutsche Philologie, vol. 19. Halle 1887. p. 97 ss, vortrefflich dargelegt hat.

- | | |
|---|---|
| <p>414.* Dô kom ir gesinde
von alrötem golde
mit stâlherten spangen,
dar under spilen wolde</p> | <p>und truogen dar zehant
einen schildes rant
michel unde breit,
diu vil minneclîche meit.</p> |
| <p>415.* Der meide schildevezzel
dar ûf lâgen steine
der lûhte maneger leije
er müeste wesen küene,</p> | <p>ein edel borte was,
grüene alsam ein gras:
mit schîne widerz golt,
dem diu frouwe wurde holt.</p> |
| <p>416.* Der schilt was under buckeln,
drîer spannen dicke,
von stâle und ouch von golde
den ir kameraere</p> | <p>als uns daz ist geseit,
den tragen solt diu meit:
rîch er was genuoc;
selbe vierde kûme getruoc.</p> |
| <p>418. Dô truoc man der frouwen
einen vil scharfen gêr,
starc und ungefüege,
der ze sînen ecken</p> | <p>swaere unde grôz
dens zallen zîten schôz,
michel unde breit,
vil freislîchen sneit.</p> |
| <p>419.* Von des gêres swaere
vierdehalp messe
den truogen kûme drîe
Gunther der edele</p> | <p>hoeret wunder sagen.
was dar zuo geslagen.
Prûnhilde man.
dar umbe sorge gewan.</p> |

Über dem seidenen Kleide trug sie manche goldene Spange (an der Rüstung) und man sah die nicht vom Waffengewand bedeckten Stellen ihres schönen Leibes hervorleuchten.

Die Mannen trugen ihren grossen, breiten und glänzenden Schild herbei, der aus rotem Golde und stählernen Spangen gefertigt war.

Der Griff des Schildes hatte einen vornehmen Besatz, auf welchem grasgrüne Steine aufgereiht waren, die in leuchtendem Scheine mit dem Golde wetteiferten.

Der Schild war an seiner dicksten Stelle drei Spannen im Durchmesser und mit Stahl und Gold reich geschmückt.

Eine Strophe, die in der Lachmannschen Ausgabe der Handschrift A fehlt, und nach Strophe 417 zu setzen wäre

(Handschrift C, No. 448 bei Holtzmann; No. 440 bei Piper) mag hier noch als Ergänzung dienen:

(Holtzmann) 448. Vernemt noch von ir waete;	der hête si genuoc.
von Azagouc der siden	einen wâfenrôc si trúoc,
edel ûnt rîche.	ab dés vârwe schein
von der kûneginne	manic hêrlîcher stein.

Ihre reichliche Kleidung bestand noch aus einem edlen und reichen Waffenrock, der aus Seide gefertigt war und aus Azagouc stammte. Die strahlende Gestalt der Königin gab der herrlichen Farbe der Steine noch einen besonderen Glanz.

Dann brachte man einen scharfen, langen und breiten Ger herbei, der von widerstandsfähiger und unförmiger Beschaffenheit war und mit dem sie für gewöhnlich schoss. Dieser Ger sei drei und ein halb Messen (unbekanntes Gewicht) schwer gewesen.

Die Schilderung geht hier in die Breite und erstreckt sich meist auf Äusserlichkeiten: Kleidung, Rosse und Waffen. Solche Beschreibungen von leblosen Gegenständen und von Pferden finden sich viele im Nibelungenliede und sind, wie schon früher (p. 29, Anm.) bemerkt, als Interpolationen späterer Zeit anzusehen. Die wichtigeren Schilderungen von Gewändern, Ausrüstungen etc., sollen, soweit sie bei den früheren Charakteristiken noch keine Erwähnung gefunden haben, im folgenden angeführt werden:

Siegfried und seine Recken:

I, 67.* Sîn vater hiez im zieren	sîn rîterlich gewant,
dâ mit er wolde rûmen	daz Sigmundes lant;
und ir vil liechten brûneje	die wurden ouch bereit,
und ir veste helmen,	ir schilde schoene unde breit.
69.* Ir ros diu wâren schoene,	ir gereite goldes rôt.
lebt iemen übermüeter,	des enwas niht nôt,
danne waere Sîfrit	und die sîne man.
urloubes er dô gerte	zuo den Burgonden dan.

- | | |
|---|--|
| 72. An dem sibenden morgen
riten die vil küenen.
was von rôteme golde,
ir ros in giengen ebne, | ze Wormz ûf den sant
allez ir gewant
ir gereite wol getân:
des küenen Sifrides man. |
| 73. Ir schilde wâren niuwe
und vil schoene ir helmen,
Sifrit der vil küene
man gesach an helden | lieht unde breit,
dô ze hove reit
in Guntheres lant,
nie sô hêrlich gewant. |
| 74. Diu ort der swerte giengen
ez fuorten scharpfe gêren
Sifrit der fuorte ir einen
der ze sînen ecken | nider ûf die sporn:
die rîter ûz erkorn.
wol zweier spannen breit,
vil harte vreislichen sneit. |
| 75. Die goltvarwen zoume
sîdiniu vûrbüege.
daz volc si allenthalben
dô liefen in enkegene | fuortens an der hant,
sus kômens in daz lant.
kaphen an began:
vil der Guntheres man. |

Sigmat liess seinem Sohne und dessen Heergesellen ritterliche Gewänder, glänzende Brustharnische, feste Helme, schöne und breite Schilde und schöne Rosse für die Reise geben.

Ihre Rosse waren stattlich, das Reitzzeug goldesrot und niemand war von höherem Mute beseelt, als Siegfried und seine Mannen.

Als die Heldenschar auf Worms zureitet, werden ihre Gewänder noch einmal beschrieben: Alles Gewand, dass sie trugen, war von rotem Golde, ihr Reitzzeug schön gearbeitet, die Schilde waren neu, glänzend und breit; niemals haben Helden so herrliches Gewand getragen wie sie.

Die Schwerter berührten fast die Sporen, (so lang waren sie) auch trugen die Recken scharfe Speere. Siegfrieds Wurfspiess war an der Spitze zwei Spannen breit und trug an den Kanten eine harte und gefährliche Schneide.

Ausführlich wird die Jagdausrüstung Siegfrieds in den Strophen 892—898 beschrieben:

- VIII, 892.* Wie rehte hêrlîche er ze herbergen reit!
 sîn gêr was vil michel starc unde breit:
 im hie ein zier wâfen nider ûf den sporn:
 von rôten golde der hêrre fuorte ein schoene horn.
- 893.* Von bezzerm pîrgewaete hôt ich nie gesagen.
 einen roc swarz phellîn sach man in tragen,
 und einen hout von zobele, der rîche was genuoc.
 hei waz er borten an sime kochaere truoc!
- 894.* Von eime pantel was dar über gezogen
 ein hût durch die stêze. ouch fuorte er einen bogen
 den man mit antwerke muose ziehen dan,
 der in spannen wolde, ern hetez selbe getân.
- 895.* Von einer ludmes hiute was allez sîn gewant.
 von houbet unz anz ende gestrôut man drûfe vant.
 ûz der liechten riuhe vil manic golde zein
 ze beiden sînen sîten dem kûenen jegermeister schein.
- 896.* Ouch fuort er Balmungen, ein ziere wâfen breit.
 daz was alsô scherphe, daz ez nie vermeit,
 swâ manz sluoc ûf helme: sîn eke wâren guot.
 der hêrlîche jegere was vil hôhe gemuot.
- 897.* Sîd ich iu diu maere gar bescheiden sol,
 im was sîn edel kocher guoter strâle vol,
 von guldînen tûllen, diu sahs wol hende breit.
 ez muoste balde ersterben swaz er dâ mit versneit.
- 898.* Dô reit der rîter edele vil weidenlîche dan.
 in sâhen zuo in komende Gunthêres man.
 si liefen im enkegne und enphiengen im daz marc.
 dô fuorte er bî dem satele den bern grôz unde starc.

Sein Jagdspieß war gross, stark und breit; sein stattliches Schwert reichte bis zu den Sporen; das schöne Jägerhorn war aus rotem Golde gefertigt.

Ihn zierte ein schönes Pirschgewand, ein Rock von schwarzem

Seidenzeug und ein reich geschmückter Hut von Zobel. An dem Köcher, der, des Wohlgeruches wegen, mit einem Pantherfell überzogen war, trug er viele Borten; auch führte er einen Bogen, der so stark war, dass, wenn es jemand versuchen wollte ihn zu spannen, er eine Winde zu Hilfe nehmen musste.

Das ganze Gewand war aus Ludem gefertigt (ludem, nach einigen eine Fischotter, nach anderen die Haut eines Koboldes) und von Kopf bis Fuss (mit Goldsternchen) bestreut. Von dem hellglänzenden Pelzwerke warfen mancherlei Goldfäden auf beiden Seiten lichten Schein auf den kühnen Jägermeister.

Balmung, eine stattliche und breite Waffe, die so scharf war, dass sie nie versagte wenn man auf Helme schlug und deren Schneiden gut waren, führt er bei sich. Hoher Mut be-seelte den herrlichen Jäger.

Ihm fehlte auch nicht ein edler Köcher voll guter Pfeile, deren Zwingen aus Gold bestanden, während die Pfeilspitzen händebreit waren.

So ausgestattet ritt der edle Ritter von dannen.

In den Strophen 384*—387* wird die Ausstattung Gunthers, Dankwarts und Hagens beschrieben; zur Ergänzung habe ich Holtzmann (C) Strophe 406 herausgezogen (Piper 398) die vor 385 zu setzen und Holtzmann (C) Strophe 410 (Piper 402) die nach 385 einzuschalten ist.

IV, 384.* Rehte in einer mâze von snêblanker varwe wâren vil geliche, die lûhten von den handen	den helden vil gemeit ir ros und ouch ihr cleit ir schilde wol getân: den waetlichen man;
--	--

(Holtzmann) 406. Er habt im dâ bî zoume gúot únde schoene, unz der künic Gunther, alsô diente im Sifrit;	daz zierliche marc, michel unde starc, in den satel gesaz; des er doch sît vil gár vergaz.
---	---

385.* Ir satel wol gesteinet, si riten hêrlîche dar an hiengen schellen, si kômen zuo dem lande	ir fürbüege smal: für Prünhilde sal: von liehtem golde rôt als ez ir ellen in gebôt.
--	---

- | | |
|---|---|
| <p>(Holtzmann) 410. Mit spérn níuwesliffen
 diu ûf die spórñ gíengen
 diu fúorten díe vil kúenen,
 dáz sách álliz Prúnhilt,</p> | <p>mit swerten wol getân,
 den wáetlîchen man.
 schárfp únde breit.
 díu vil hêrlîche meit.</p> |
| <p>386.* Mit im kom dô Dancwart
 wir hoeren sagen moere,
 von rabenswarzer varwe
 ir schilde wâren niuwe,</p> | <p>und ouch Hagene.
 wie die degene
 truogen rîchiu kleit.
 michel, guot, unde breit,</p> |
| <p>387.* Von Indiâ dem lande
 di kôs man an ir waete
 sie liezen âne huote
 sus riten zuo der búrge</p> | <p>sach man si steine tragen:
 vil hêrlîchen wagen.
 daz schiffel bî der fluot:
 die helde kúene unde guot.</p> |

Gleich waren die schneeweissen Pferde der Helden und gleich ihre Kleider. (Die beiden Könige, Gunther und Siegfried, waren weiss gekleidet im Gegensatz zu ihren Dienstmannen). Ihre Schilde waren wohlgefertigt und leuchteten in den Händen der schönen Männer.

Er (Siegfried) hatte das zierliche Streitross am Zaume gefasst, dass war so gut und schön, so gross und stark.

Die Sättel waren schön mit Steinen verziert, die Brustriemen schmal, daran hingen Schellen von leuchtendem roten Golde. So herrlich gesmückt, wie man das bei ihrer Macht nicht anders erwarten konnte, kamen sie in Brunhilds Land an.

Mit neu geschliffenen Speeren, mit schönen Schwertern, die den schönen Männern bis auf die Sporen gingen, waren sie bewaffnet. Solche breite und scharfe Schwerter führten die Kühnen mit sich.

Zugleich kamen auch Dankwart und Hagen, von denen man erzählt, dass sie reiche Kleider von rabenschwarzer Farbe trugen; ihre neuen Schilde waren gross, gut und breit.

An ihren Kleidern konnte man viele herrliche indische Edelsteine sehen.

Eine ähnliche Beschreibung der Gewänder und Ausstattung der Frauen beim Empfange Gunthers und Brunhilds wird Nib. IV, Strophe 530—536 gegeben, die ich wörtlich anzuführen nicht für

nötig halte, da in der vorhergehenden Darstellung genügendes über derartige Gewänderbeschreibungen gesagt wurde.

Gudrun.*)

Zuerst macht uns der Dichter mit Sigeband und dessen Eltern, Ger und Ute bekannt:

I. Aventure.

- | | |
|--|---|
| 1. Ez wuohs in Îrlande
geheizn was er Siegebant,
sîn muoter diu hiez Uote
durch ir hôhe tugende | ein rîcher künic hêr;
sîn vater der hiez Gêr.
und was ein küniginne.
sô gezam dem rîche wol ir minne. |
| 2. Gêre dem rîchen künige,
dienten vil der bûrge;
dar inne het er recken
dâ mite er tegelîchen | daz ist wol erkant,
er het sîben vûrsten lant.
vier tûsent oder mêre,
mohte erwerben beide guot und êre. |

Er schildert den jungen Helden Sigebant als einen mächtigen König, den hohe Geburt auszeichnete. Seine Mutter, Frau Ute, war eine Königstochter, die wegen ihrer hohen Tugend dem König Ger zur Minne wohl geziemte.

Dem mächtigen König Ger waren sieben Fürsten mit ihren Ländern untertan, in denen mehr als 4000 Recken wohnten und mit denen er jederzeit sowohl Gut als Ehre zu erwerben imstande war.

Von Hettel, dessen Name, um die Aufmerksamkeit zu spannen, erst in einer späteren Strophe (206) genannt wird, handeln folgende Strophen:

V. Aventure.

- | | |
|--|---|
| 204. Ein helt der was erwachsen
ze Stûrmen in einer marke,
dâ sâzen sîne mâge;
ime diente ouch Ortlant. | in Tenelant.
daz ist wol erkant,
die zugen in nâch êren.
jâ was er vil gewaltic unde hêre. |
|--|---|

*) Die Strophen werden nach Symons' Ausg. der Kudrun zitiert.

- | | |
|--|---|
| 207. Hetele der rîche
nâhen bî Hortlande,
dar inne het er bûrge
die der phlegen solten, | ze Hegelingen saz
ich wil iu sagen daz;
wol ahtzic oder mêre.
die dienten ime tegelîch mit grôzer êre. |
|--|---|

Im Dänenlande aufgewachsen, erzogen ihn seine, an der Grenze von Stürmen wohnenden Verwandten, der Ehre gemäss zu einem Helden. Ortlant war ihm untertan und er selbst als gewaltig und von hoher Geburt weit und breit bekannt.

Der reiche König Hettel, dessen Name wir inzwischen erfahren haben, hielt sich in Hegelingen, nahe bei Hortland, auf. Das Land besass wohl mehr als achtzig Burgen, deren Ritter ihm tåglich als Dienstmännern mit Ehren dienten.

Hilde wird von Horand folgendermassen geschildert:

V. Aventure.

- | | |
|--|---|
| 226. Dô sprach der degen kûene:
maget alsô schoene
als von Îrlande
des wilden Hagenen tohter; | „eist mir vil wol erkant:
ich mêre nie bevant
Hilde di rîchen,
jâ stûende ir ein krône lobelîche.“ |
|--|---|

Der kühne Degen hatte noch nie ein so schönes Mägdelein gesehen, wie Hilde. Ihr, der reichen Tochter des wilden Hagen von Irland, käme keine andere Fürstin gleich (stände eine Krone gar wohl).

In den folgenden Strophen finden sich auch Beschreibungen von Kleidern, die wohl spätere Interpolationen sein dürften.

V. Aventure.

- | | |
|---|---|
| 332. Die Môrungen recken
rocke ûz Campalîe,
sach man dar ûz erschînen
Îrolt der kûene | die truogen mentel guot,
rôt alsam ein gluot
golt mit dem gesteine.
der gienc dâ ze hove niht al eine. |
| 333. Hôrant der snelle,
dêr baz gekleidet waere.
sach man daz sie truogen,
die selben Tene kûene | des hete nieman strît,
tiefe mentel wît
die wâren licht gevar.
kômen hêrlîchen dar. |

334, 1. 2. Swie 1ich her Hagene waere und swie hõchgemuot,
er gie in hin engegene.

Die Recken Morungs trugen gute Mäntel und Rõcke aus
Kampalia. Glutrot sah man Gold und Edelsteine daran glänzen.

Mit dem schnellen Horand liess sich niemand in Streit ein,
denn niemand war da, der besser gekleidet gewesen wäere, als er.
Umfangreiche und weite Mäntel von heller Farbe sah man da
tragen; in stattlichem Aufzuge kamen die kühnen Dänen einher.

So reich und stolz auch Hagen war, er ging ihnen doch
entgegen.

Der Hauptperson des Liedes wird des öfteren gedacht;
sehen wir, wie der Dichter verstanden hat, diese zu zeichnen:
Gudrun.

IX. Aventure.

575. Diu vil schoene tohter bi namen wart genant
Kûdrûn diu schoene von Hegelinge lant.
die sante er ze Tenemarke durch zuht ir naehsten mügen.
dar an sie dienden Hetelen, der enliezen sie sich niht betrügen.
576. Nu wuohs diu maget junge. schoene wart ir lip,
daz sie loben muose mân únde wip,
wande man si verre von ihr lande erkande.
siu was geheizen Kûdrûn unde wart erzogen in Tenelande.
577. Siu wuohs ouch in der mâze, daz siu wol trüege swert,
ob siu ein ritter waere. dâ von wart gegert
nâch ir edelen minnen von vürsten harte rîchen
genouge die ez wurben, den ergieng ez vil schedelîchen.
578. Swie schoene waere Hilde des kûnic Hételen wip,
noch wart michel schoener der Kûdrûnen lip,
oder dâne ire ane Hilde dâ her von Írîche.
vür ander schoene vrouwen lobete man Kûdrûnen tegelîche.
579. Er versagete si einem kûnege, der saz in Alzabê
do er im verzîhen hõrte daz tet im vil wê.
der duhte sich also rîche, daz deheiner waere
der ie gebârte mit sîner tugende alsô lobebaere.

Das schöne Mädchen wurde Gudrun, die Schöne, genannt. Um ihrer Erziehung willen wurde sie von Hegelingen nach Dänemark gesandt, wo sie von Verwandten, die Hettel damit einen Dienst erweisen wollten, mit grosser Liebe erzogen ward.

So wuchs das junge Mädchen heran. So schön war ihre Gestalt, dass sowohl Männer als Frauen sie preisen mussten, ja, sogar fern von der Heimat war der Ruhm ihrer Schönheit bekannt.

Als sie in das Alter kam, in dem sie wohl zum Ritter geschlagen worden wäre, wenn sie ein Mann gewesen, begehrten manche mächtige Fürsten ihre Minne, und viele taten es zu ihrem eigenen Schaden.

So schön auch Hilde, die Frau Hettels, war, so war doch Gudrun noch viel schöner; sie übertraf auch ihre Ahne, Hilde von Irland. Von allen Frauen war sie die schönste, die man täglich lobte.

Er (Wate, der Hüter der Kinder Hildes) verweigert sie dem König von Alzabê. Als dieser die Absage hörte, betrübt es ihn sehr, denn er dünkte sich so mächtig, dass keiner ihm an Herrlichkeit und Ehre gleich käme.

Hieran schliesst sich die weitere Beschreibung dieses Fürsten, Siegfried mit Namen:

IX. Aventure.

580. Sin name hiez Sivrit,	er saz in Mòrlant.
mit siten ellenthaften	verre er was bekant.
er was ein künic gewaltic	über siben künege hêre.
er muote Hilden tohter,	durch daz man saget von ir sô michel êre.

Sein Name war Siegfried; er war im Mohrenlande ansässig und durch sein tapferes Benehmen weithin bekannt. Ein mächtiger König, Gebieter über sieben Könige, begehrte er Hildens Tochter, weil man ihr so viel Rühmliches nachsagte.

Als Herwig und Hartmut Gudrun an Hettels Hof aufsuchen, wird von Hartmut gesagt:

XI. Aventure.

622. In sâhen frouwen edele.	dô er was gegân
in sînen hôhen zûhten	vûr froun Hilden stân.
man sach in der gebaere	Hartmuoten den richen,
daz er edeler minne	an hôhe frouwen gerte billfîchen.

623. Sin lip was wol gewachsen,	schoene unde balt,
mitte unde küene.	ich enweiz wes er engalt,
daz in versprochen hête	diu schoene tohter hêre
Hetelen und froun Hilden.	daz muote Hartmuoten harte sêre.

Der reiche Hartmut, mit seinem feinen Benehmen, konnte mit Recht die Minne hoher Frauen begehren.

Er war gar wohl gewachsen, schön und unerschrocken, dazu freigebig und kühn. Ich (der Dichter spricht von sich selbst) weiss nicht, weshalb ihm die stolze Tochter Hettels und Hildes versagt wurde. Das betrübte Hartmut gar sehr.

Ergebnisse.

Was schon von den Heldenliedern gesagt wurde, trifft auch bei dem Nibelungenliede und bei der Gudrun zu: Die Porträtierung erfolgt mittels ornamentaler Charakteristik, zumeist nur durch schmückende Beiworte.

Das Nibelungenlied vor allem ist überaus reich an solchen Epitheten, die sehr oft farblos und immer typisch angewandt,*) oder vielfach auch nur aus stilistischen Gründen und um den Reim zu bilden, gesetzt worden sind.**)

Das erste Kapitel des Nibelungenliedes (Strophe 1—137) enthält folgende, den Personen angefügte, oder substantivisch gebrauchte Epitheta:

lobebaere (1.); küen (1, 3, 21, 32, 44, 48, 53, 72, 72, 73, 77, 88, 89, 93, 95, 96, 106 [Superlativ], 112, 116, 118); schoen (2, 2, 16, 27, 27, 31, 45, 48, 50, 66); minneclîch (3, 131, 137); lobelîch (4); [jung (4, 29, 40, 65)]; ûz erwelt (4, 10, 11); ûz erkorn (5, 74); edel (6, 14, 18, 29, 33, 48, 49, 52, 61, 92, 105, 135);

*) Muth, Einleitg. in das Nibelungenl. p. 367; Lichtenberger, Le poème des Nibelungen. p. 358.

**) So stehen eine Unzahl Adjektiva zu dem Substantiv „man“ gehörend. Nib. I. Str. 1—137 weist allein 18 solcher Epitheta auf: 7,3 ellens richer man; 14,3 edel man; 32,3 küenen man; 40,1 jungen man; 43,4 waetlîche man; 54,4 höchvertigen man; 65,1 junge man; 79,4 hêrlîchen man; 89,3 küenen man; 92,3 waetlîchen man; 95,1 küener man; 96,3 küenen man; 98,4 vreislîche man; 104,3 waetlîche man; 112,1 küene man; 116,3 küene man; 121,1 kreftige man.

stolz (6, 32, 63); rîch (7, 7, 20, 33, 41, 43, 50, 78, 88, 97, 117, 136); guot (8 [Superlativ], 14, 16, 18, 22, 94); snel (9, 22, 102); hôch gemuot (35, 76, 86); waetflich (43, 92, 104); balt (44); hêrlich (51, 59, 79, 81, 122); hôchvertig (54); starc (91, 95, 99, 115, 120); vreisflich (98); gemeit (118); kreftig (121).

Sehr viele dieser Epitheta können für einzelne Personen als feststehend bezeichnet werden und selten sind folgende Personen ohne das ihnen eigene Beiwort genannt: Kriemhild die „schoene“, *) oder die „minneclîche“; Siegfried der „küene“, oder der „starke“; die drei Burgundenkönige die „stolzen recken“, oder die „rîchen herren“; Giselher das „kint“, oder der „junge“; Hagen der „starke“, oder der „grimme“; Dankwart der „snelle“; Rûdeger der „edle“; Hildebrand der „alte“.

Sämtliche in dem Nibelungenliede enthaltenen Charakteristiken sind angeführt worden.

Die Kunst der Charakteristik besteht darin, dass der Dichter den zu beschreibenden Helden mehr oder weniger typisch gehaltene Beiworte zufügt, so dass es unserem Empfinden nach unmöglich ist, eine derart geschilderte Person als von ihrer Umwelt verschieden zu denken. Wenngleich die Differenzierung der Berufstätigkeit noch sehr gering war, denn man unterscheidet unter den Personen der beiden volkstümlichen Epen nur Fürsten, Recken (aus deren Mitte die Spielleute hervorgingen) und Frauen, die mit Namen auftreten; dann Geistliche, **) Kaufleute und Knechte, so ist es doch als selbstverständlich anzunehmen, dass unter diesen Klassen verschiedene Charaktere sich ausgebildet hatten. Dass man dies vielleicht erkannte, nur noch nicht näher auszuführen verstand, beweist die starke Gliederung zwischen Getreuen und Ungetreuen in den deutschen Sagenkreisen (z. B. Hagen im Nibelungenlied, und in anderen Sagenstoffen: Sibich, Wittich und Heime, Ermrich. ***)

Fassen wir die gemachten Beobachtungen zusammen, so kommen wir zu folgendem Ergebnis:

*) Noch als Gattin Etzels wird sie die „schoene“ genannt, Nib. 1675, 1798 u. ö.

**) Mit Namen wird nur Pilgrim von Passau genannt.

***) Uhland, Schriften, vol. I. p. 303.

Die Absicht des Verfassers, die Personen des Nibelungenliedes dem Äusseren nach zu beschreiben, im allgemeinen aber **nur** als Vertreter ihres Standes mit ihren Emblemen, ist vorhanden, aber die Kunst, den Menschen als Individuum zu schildern und ihn mit seinen physischen und psychischen Fehlern und Vorzügen darzustellen, besteht noch nicht. Völlig allein stehend ist der Versuch einer Charakteristik Hagens,*) die, obgleich sie Lachmann nicht als spätere Interpolation anerkennt, unzweifelhaft erst in späteren Zeiten beigelegt worden sein muss.

Wie schon in den allgemeinen Betrachtungen über die Entstehung der grossen Nationalepen bemerkt wurde, ist das Gudrunlied durch schlechte Überlieferung sehr entstellt worden, so dass die zu gewinnenden Resultate für die Geschichte des literarischen Porträts nur mit äusserster Vorsicht behandelt werden müssen.

Personenschilderungen sind sehr wenig in der Gudrun vorhanden und sind noch dürftiger ausgeführt, als im Nibelungenlied. Die Epitheta sind weniger zahlreich als im letzteren.**) Ich habe besonders die 1. und 9. Aventure (1—66 und 563—629) untersucht, in denen folgende Beiworte Anwendung gefunden haben: rich (1, 2, 7, 10, 572, 607, 622); jung (3, 13, 576, 589, 614, 617); edel (4, 5, 6, 19, 22, 27, 28, 33, 33, 40, 57, 62, 66, 566, 583, 586, 622); schoen (9, 23, 46, 52, 566, 575, 578, 618, 620, 623); ritterlich (14); minnelich (13, 16, 41, 615); hêr (28, 59, 572, 587, 608); küen (27); wild (566); wise (570); alt (589, 594); guot (592, 608); michel (594); snel (597, 607); biderbe (607); stolz (620); grimm (629).

*) Nib. XVIIb, 1672.

**) Str. 1—137 des Nibelungenliedes ergeben 98 Epitheta, davon 21 verschiedene, also ist durchschnittlich jedes Epitheton 4,7 mal angewandt. Da Strophe 1—66 und Strophe 563—629 der Gudrun zusammen nur 133 Strophen ergeben, so habe ich noch die Strophen 630—633 hinzugenommen (mit 2 Mal küen und 1 Mal rich), um die gleiche Anzahl Strophen zu erhalten; es kommen darin auf 69 Epitheta 17 verschiedene, wovon demnach jedes Epitheton durchschnittlich 4 Mal Verwendung gefunden hat. — Aus dieser Gegenüberstellung geht hervor, dass die Zahl der Beiworte im Nibelungenlied zwar grösser ist als in der Gudrun, aber weniger Varianten aufzuweisen hat, als letztere.

Gewöhnlich werden in der Gudrun genannt: Hettel der „riche“, Hilde die „schoene“, Gudrun die „schoene“*) oder die „hêre“, Wate der „alte“, Ortwein der „junge“.

Die beim Nibelungenlied gewonnenen Resultate gelten auch für die Gudrun, mit der Einschränkung, dass die Gudrun noch als unter dem Nibelungenliede stehend zu betrachten ist.**)

II. Teil.

Die Geschichtsschreiber.

Kapitel I.

Bis zur karolingischen Renaissance.

Als das Christentum mit seinen, dem Germanentum völlig fremden, meist unverständlichen Lehren in Deutschland eindrang, entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen dem Heidentum und den christlichen Anschauungen, der Jahrhunderte lang anhielt und erst in der Mitte des Mittelalters mit dem Sieg des Christentums in allen Teilen des Landes endete. Das altgermanische, heidnische Helden- und Königsideal, das sich vorwiegend in den Volksepen erhalten hat, bekam durch das aggressiv vorgehende Christentum einen starken Stoss, von dem es sich nicht wieder erholen sollte.

Die christliche Kirche hat erst nach langem Ringen in den Rhein- und Donauländern Fuss fassen können. Wie liesse sich dieser Vorgang auch anders denken? Das Volk, in den Anfängen einer gesunden Entwicklung stehend, stolz auf seine nationale Eigenart, unabhängig, trotzig und zäh seinem alten Götterglauben, der durch die nationalen Heldenlieder noch be-

*) Ebenfalls wie Kriembild, ohne Rücksicht auf ihr Alter.

***) Panzer, Hilde-Gudrun, p. 87 und 89.

stärkt wurde, ergeben,*) wäre wohl leichter zur Anbetung der alten kraftvollen Heldengötter der Griechen und Römer zu bekehren gewesen,**) als zum Glauben an die Erlösertätigkeit eines Jesus Christus, der nur einer hohen, reifen und verfeinerten Kulturentwicklung entsprossen war, denn das Bedürfnis nach Erlösung war in den deutschen Seelen zu jener Zeit noch nicht vorhanden.***) Wie sollte ein Volk, dessen höchster Genuss der Kampf war, das seine Kraft mit dem Gegner in heisser Feldschlacht betätigte, die Ethik des Christentums verstehen, den bedingungslos geforderten Glauben an einen Gott, das Dulden und Entsagen, das: Liebet eure Feinde?

So mussten alle Mittel der Überredung, die feurigsten Predigten der Missionare bei den Germanen lange ohne Wirkung bleiben und meist nur der Gewalt weichend, wurden sie für die christliche Religion gewonnen.

Es ist leicht ersichtlich, dass man bei den Untersuchungen über die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland erst mit den Geschichtsschreibern der Franken†) beginnen kann und die Ost- und Westgoten, Vandalen, Sueven und Burgunden ausschliessen muss, da diese Völkerschaften von fremden Einflüssen durchweg zersetzt waren, daher zu sehr von ihrer nationalen Individualität eingebüsst hatten, überhaupt dem jetzigen Deutschland sehr fern standen und seinen Boden nur vorübergehend berührten, oder schon bei der germanischen Völkerwanderung das eigentliche Deutschland verlassen hatten.

Bei einer Religion, die im Laufe ihres Bestehens sich schon ein feststehendes Dogma gebildet hatte, also zur Kirche geworden war, wie das Christentum, konnte es nicht fern liegen, dass man die Diener der Kirche, späterhin auch Fürsten und Volk, dadurch charakterisierte, dass man ihre Eigenschaften schematisch mit denen verglich, die man für einen Christenmenschen als erforderlich und notwendig ansah.

Die Grundsätze, Lehren und Ziele des Christentums waren

*) Cf. Rettberg, Kirchengeschichte, I. p. 451.

**) Rückert, Kulturgeschichte, vol. I, p. 31.

***) Ibid. p. 30.

†) Cf. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, vol. I. p. 252.

wesentlich andere, als die der heidnischen Gallier und Germanen,*) so dass nach ihrer Bekehrung naturgemäss eine Vermischung und Verschmelzung des christlichen mit dem heidnischen Ideal eintreten musste, deren Spuren noch in spätere Zeiten weit hinein führen. Nirgends haben wir das zutreffender sehen können, als im Nibelungenlied: der Stoff war ursprünglich heidnisch, doch nach und nach sind christliche Bestandteile der Sage und dem Liede einverleibt worden. Wie unverstanden das geschehen ist, ist aus den schon früher beigebrachten Beispielen zu ersehen gewesen.

Das Ideal des Christenmenschen war nicht zu allen Zeiten dasselbe: je nach dem Fortschritt, Stillstand oder Rückgang der Kultur wechselte es, auch musste der Bildungsfähigkeit des bekehrten oder zu bekehrenden Volkes Rechnung getragen werden; so wird das Dogma der christlichen Kirche in Franken weitaus strenger gewesen sein, als bei den kulturell tiefer stehenden Germanen in den Provinzen östlich des Rheines und nördlich der Donau, in Süddeutschland. Wenn es auch übertrieben sein mag, dass man den Deutschen des 7. Jahrhunderts Gotteslästerung, Mord, Ehebruch, falsches Zeugnis, Diebstahl, Raub, Hochmut, Neid, Geiz, Zorn und Trunksucht als Hauptlaster vorwarf,**) so ist es doch begreiflich, dass die schon früher mit der römischen Zivilisation in Berührung getretenen Gallier weiter vorgeschritten waren, als die West- oder Ostgermanen.

Die folgenden Charakteristiken, die in deutscher Übersetzung den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit“ entnommen worden sind, legen am besten von der damaligen Persönlichkeitsschilderung Zeugnis ab.

*) „Das christliche Leben findet seine Hauptaufgabe nicht im Verhältnis zur Welt, sondern in dem zu Gott, dem vollkommenen Geiste; die Gemeinschaft mit Gott wird zum Kern alles Tuns und zum Quell alles Glücks.“ — R. Eucken: Die Lebensanschauungen der grossen Denker p. 140.

***) Predigten des heil. Eligius, I, 102.

I. *Gregorii episcopi Turonensis historia Francorum.* (2. Hälfte des 6. Jahrhunderts.)

a) Geistliche.

Lib. X. cap. I. Papst Gregor.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 406, 407.)

Dieser entstammte aus einem der vornehmsten römischen Geschlechter (aus dem Anicischen) und lebte von Jugend an in der Furcht des Herrn. Er gründete aus seinem eigenen Vermögen sechs Klöster in Sizilien und richtete ein siebentes in den Ringmauern der Stadt Rom ein und vermachte diesen Klöstern so viel Land, dass es, um den täglichen Bedarf derselben zu bestreiten ausreichte; was er sonst hatte, verkaufte er samt seinem ganzen Haushalte und verteilte es unter die Armen. Er selbst, der sonst in Seide ging und in Prachtkleidern, schimmernd von Edelsteinen, durch die Stadt zu ziehen pflegte, trug von der Zeit an nur ein schlichtes Gewand, weihte sich ganz dem Dienste am Altar des Herrn und wurde als der siebente Diakon zur Unterstützung des Papstes bestellt. Er zeigte eine solche Enthaltbarkeit im Essen, so grosse Wachsamkeit im Gebet und Eifer im Fasten, dass sein Magen darunter litt und er nur mit Mühe sich aufrecht erhielt. In den Wissenschaften, der Grammatik, der Dialektik und Rhetorik war er so unterrichtet, dass man meinte, er stände darin sogar zu Rom keinem anderen nach. — Der hohen Stellung, zu der man ihn jetzt berief, wollte er mit aller Gewalt sich entziehen, damit ihn nicht, wenn er solche Macht erlangte, wieder der Hochmut der Welt beschleiche, der er abgesagt hatte. Deshalb schickte er auch einen Brief an den Kaiser Mauritius, dessen Sohn er aus der heiligen Taufe gehoben hatte und bat und beschwor ihn dringend, er möchte die Wahl des Volkes nicht genehmigen und nicht zugeben, dass er zu solcher Macht und Ehre erhoben würde. . . .

Lib. I. cap. 45. Hillidius, Bischof der Auvergne.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 53.)

. . . ein Mann von ausnehmender Heiligkeit und ausgezeichnete Tugend, und er tat sich durch so heiligen Wandel

hervor, dass sein Ruf auch in ferne Lande gelangte. . . . Er war aber, wie es heisst, alt und hochbetagt und reich an guten Werken. . . . Nach dem Tode aber des heiligen Hillidius, des Bekenner, geschahen an seinem ruhmreichen Grabe so grosse und so viele Wunder, dass ich sie alle weder aufschreiben, noch im Gedächtnis behalten kann.

Lib. II. cap. 5. Aravatus, Bischof von Tongern.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 66, 67.)

Es lebte aber damals zu Tongern Bischof Aravatus, ein Mann von ausnehmender Frömmigkeit, der lag stets Wachen und Fasten ob und bat unter einem Strom von Tränen die göttliche Gnade, sie möchte nicht dies ungläubige Volk, das immer ihrer unwert gewesen sei, nach Gallien kommen lassen. . . . Er ging also hin zum Grabe des heiligen Apostels und bat um dessen Beistand bei seinem guten Vorhaben, indem er in vielen Entbehrungen und anhaltendem Fasten seinen Leib verzehrte, denn zwei bis drei Tage blieb er ohne alle Speise und liess zu keiner Zeit im Gebet nach.

Lib. II. cap. 21/22. Sidonius, Bischof der Auvergne.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 84, 85.)

. . . ein Mann von dem vornehmsten Adel nach seiner Stellung in der Welt, von einer der ersten Familien Galliens abstammend. . . . (cap. 22.) Der heilige Sidonius war so beredt, dass er meist aus dem Stegreif, ohne irgend einen Anstoss mit der grössten Deutlichkeit über alles, worüber er wollte, seine Ansicht entwickeln konnte. . . .

Da er aber von ausgezeichnete Heiligkeit und, wie erwähnt, von sehr vornehmerm Geschlecht war, trug er oft ohne Wissen seiner Frau Silbergerät vom Hause fort und schenkte es den Armen.

Lib. II. cap. 31. Remigius, Bischof von Reims.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 92.)

Es war nämlich der heilige Bischof Remigius ein Mann von hoher Wissenschaft und besonders in der Kunst der Beredsamkeit erfahren, aber auch durch Heiligkeit zeichnete er sich

so aus, dass er an Wundertaten dem heiligen Silvester gleich kam. Wir haben noch jetzt seine Lebensbeschreibung, die berichtet, dass er einen Toten erweckt habe.

Lib. IV. cap. 12. Cautinus, Bischof der Auvergne.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 48.)

Cautinus zeigte sich aber, als er das Bistum empfangen hatte, dergestalt böse, dass jedermann ihn verwünschte. Dem Weine war er über die Massen ergeben, und er trank sich meist so voll, dass er kaum von vier Männern vom Tisch getragen werden konnte. Daher bekam er in der Folge die fallende Sucht, die ihn öfters selbst vor den Augen der Gemeinde überfiel. Er war in dem Grade auch vom Geize besessen, dass, wenn irgend jemandes Gut mit seinen Grenzen an sein Gebiet stieß, er es für sein Ende gehalten haben würde, wenn er von dieses Nachbarns Habe nicht etwas an sich gebracht hätte. Den Vornehmen nahm er ihr Eigentum durch Streit und Händel, dem geringeren Mann entriss er es durch Gewalt. Diesen gab er, wie unser Sollius sagt, nicht das Kaufgeld, das verschmähte er, und empfing auch von ihnen den Kaufschein nicht, und darüber geriet er in Verzweiflung

In dem Cautinus war überhaupt keine Spur von heiliger Gesinnung, nichts Gutes. Von den Büchern, beiden, den kirchlichen und den weltlichen, verstand er gar nichts. Die Juden hatten ihn gern, und er selbst hing an ihnen, nicht um ihres Seelenheils willen, wie dies die Sorge eines guten Hirten hätte sein sollen, sondern weil er Kostbarkeiten von ihnen erhandelte, und für diese bezahlte er, wenn sie ihm schmeichelten und sich ganz offen als Speichellecker zeigten, noch mehr als sie wert waren.

Lib. IV. cap. 36. Nicetius, Bischof von Lyon.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 170.)

. . . Die Liebe aber, welche wir, wie der Apostel uns anweist, mit allen Menschen haben sollen, wenn es möglich ist, bewies er, soviel an ihm war, einem jeden dergestalt, dass man sah, Gott, der die wahre Liebe ist, wohne in seiner Brust. Wenn er selbst aut jemanden wegen seiner Fahrlässigkeit erzürnt war, nahm er ihn doch, wenn er sich gebessert, sofort so freundlich wieder auf,

gleich als ob er niemals erzürnt gewesen wäre. Denn er war streng gegen die Sünder, nachsichtig gegen die Reuigen, reichlich im Almosengeben und ein tüchtiger Arbeiter. Kirchen errichten, Häuser bauen, Äcker bestellen und Weinberge umgraben war seine Lust, aber alle diese Dinge hielten ihn nicht vom Gebete ab. Nachdem er 22 Jahre sein Bistum bekleidet hatte, kehrte er zum Herrn zurück. Er vollbringt jetzt grosse Wundertaten bei seinem Grabe an denen, die seinen Beistand anflehen. Denn er gab oft schon durch das Öl der Lampe, die täglich an seinem Grabe angezündet wird, den Augen der Blinden das Licht zurück, vertrieb die bösen Geister von den Besessenen, gab den gelähmten Gliedern ihre Kraft wieder und wird von allen Kranken zu dieser Zeit für einen mächtigen Wundertäter gehalten.

Lib. V. cap. 20. Salunius, Bischof von Embrun und
Sagittarius, Bischof von Gap.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 217, 218.)

Damals nun erhob sich ein Gemurre gegen die Bischöfe Salunius und Sagittarius; diese waren von dem heiligen Nicetius, Bischof von Lyon, erzogen worden und hatten die Stufe des Diakonats unter ihm erlangt, dann wurden sie noch zur Zeit desselben, Salunius Bischof von Embrun und Sagittarius Bischof von Gap. Als sie jedoch das Bistum erlangt hatten und nun ihrem eigenen Willen folgen durften, fingen sie an mit Raub, Blutvergiessen, Mord, Ehebruch und anderen Verbrechen wie wahnsinnig zu wüten, dergestalt, dass sie einst Victor, den Bischof der Tricastiner . . . überfielen . . .

. . . Sie waren aber innerlich so umgewandelt, dass man sie niemals müde werden sah beim Psalmensingen und immer fastend, Almosen spendend, bei Tage den Psalter Davids abbetend und die Nächte in stiller Betrachtung der Hymnen und heiligen Texte durchwachend fand. Aber diese heilige Gesinnung blieb nicht lange so rein und lauter, sondern sie wandten sich wieder um zum Schlechten. Da brachten sie denn meist die Nächte schmausend und zechend zu, so dass sie noch, wenn schon die Geistlichen in der Kirche die Frühmetten lasen, sich ein-

schenken liessen und zechten. Sie dachten nicht mehr an Gott und hielten die Ordnung der täglichen Gebete nicht mehr ein. Erst bei der Morgenröte standen sie vom Mahle auf, deckten sich mit weichen Gewändern zu und, vom Schlafe und Wein übernommen, schliefen sie bis zur dritten Stunde des Tages. Auch fehlten ihnen Weiber nicht, mit denen sie Unzucht trieben. Und wenn sie sich erhoben hatten, badeten sie sich und setzten sich wiederum zu Tische, von dem sie erst am Abend aufstanden und dann sich wiederum zum Abendbrot setzten bis zu der Tageszeit, die wir oben angegeben haben. So machten sie es an jedem Tage, bis der Zorn Gottes über sie kam . . .

Lib. V. cap. 42. Maurilio, Bischof von Cahors.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 233.)

Maurilio, der Bischof der Stadt Cahors, erkrankte schwer an der Fussgicht, aber ausser den Schmerzen, welche ihm die Gicht schon verursachte, fügte er sich selbst noch grössere Schmerzen zu. Denn er brannte oft mit einem glühenden Eisen seine Schienbeine und Füsse, damit er so seine Pein noch vergrössere . . . Er war ein grosser Wohltäter der Armen, sehr bewandert in den heiligen Schriften, sodass er die verschiedenen Geschlechtsregister, welche in den Büchern des alten Testaments verzeichnet sind, und die viele nur mit Mühe sich einprägen, häufig aus dem Gedächtnis hersagte. Auch war er gerecht im Gerichte und wahrte die Armen seiner Kirche vor den Gewalttaten schlechter Richter . . .

Lib. V. cap. 45. Agroecula, Bischof von Châlons.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 238.)

Es war ein feingebildeter und sehr kluger Mann von vornehmem, römischem Geschlecht (von senatorischem Geschlecht). Er führte viele Gebäude in der Stadt auf, richtete Wohnungen ein und baute die Hauptkirche aus . . . Er lebte äusserst enthaltsam, denn er ass nie morgens, sondern nur zu Abend, und zwar setzte er sich dann so zeitig zu Tische, dass er noch sein Mahl schloss, während die Sonne am Himmel stand. Er war von kleiner Statur, aber ausnehmend beredt.

Lib. V. cap. 46. Dalmatius, Bischof von Rhodéz.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 61.)

. . . ein Mann, der durch alle Tugenden hervorleuchtete, enthaltsam in Speise und in allen fleischlichen Lüsten, sehr mildtätig und leutselig gegen alle, anhaltend im Gebet und Wachen war. Er unternahm den Bau der Hauptkirche, da er sie aber öfters wieder niederreißen liess, um sie desto vollkommener aufzuführen, blieb der Bau unvollendet . . .

Lib. VII. cap. I. Salvius, Bischof von Albi.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 289, 290.)

Er lebte lange Zeit, wie er selbst zu erzählen pflegte, in weltlichen Geschäften und trachtete mit den Mächtigen der Erde zeitlichen Dingen nach, immer aber hielt er sich von den Lüsten frei, in welche jugendliche Gemüter sich zu verstricken pflegen. Danach aber, als der Hauch des göttlichen Geistes ihm in das Innere der Seele gedrungen war, verliess er den Weltdienst und ging in ein Kloster. Denn als ein Mann, der schon damals der Gottheit sein Herz zu eigen gegeben hatte, sah er ein, es sei besser Armut leiden in dem Dienste Gottes, als den Reichtümern der vergänglichen Welt nachjagen. In diesem Kloster lebte er lange nach der von den Vätern bestimmten Regel . . .

Als bald suchte er sich noch eine abgelegene Zelle, und doch hatte er in seiner früheren schon aus übergrosser Enthalt-samkeit, wie er selbst erzählte, mehr als neunmal die Haut ge-wechselt. Als er nun als Abt in solcher Enthalt-samkeit unab-lässig dem Gebet und dem Lesen heiliger Schriften oblag, kam es ihm doch häufig in den Sinn, dass es besser für ihn wäre, verborgen unter den Mönchen zu leben, als den Namen des Abts vor den Leuten zu tragen. Mit kurzen Worten, er sagte den Brüdern und sie ihm Lebewohl und schloss sich in eine Klause ein. In dieser Abgeschiedenheit lebte er in noch grösserer Ent-halt-samkeit als früher, nur darauf bedacht, dass er im Dienst der Liebe, so oft ein Fremder zu ihm kam, ihm sein Gebet zuteil werden liess und ihm das geweihte Brot mit aller Bereitwillig-keit spendete. Dies Brot gab vielen Kranken völlige Gesund-heit wieder.

Er war ein Mann von einem sehr heiligen Lebenswandel, die irdische Lust hatte wenig Teil an ihm, nach Gold trachtete er nicht, und wenn er je gezwungen wurde es anzunehmen, gab er es sofort den Armen. Als zu seiner Zeit der Patricius Mumolus viele Gefangene einst aus der Stadt fortschleppte, folgte er ihm nach und löste sie alle aus. Und so grosses Ansehen schenkte ihm Gott bei jenen Leuten, dass die, welche die Gefangenen fortgeschleppt hatten, ihm nicht nur das Lösegeld erliessen, sondern ihn noch überdiess beschenkten. So gab er den Gefangenen aus seiner Vaterstadt die Freiheit zurück.

Lib. IV. cap. 32. Julianus, Priester im Kloster zu Randans.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 168.)

Es lebte zu jener Zeit in dem Kloster zu Randans, im Gebiete von Auvergne ein Priester, dem eine ausnehmende Wunderkraft verliehen war, mit Namen Julianus. Er war äusserst enthaltsam, genoss weder Wein noch irgend eine Zukost, trug immerdar ein härenes Busskleid unter dem Gewande, war unermülich im Wachen und beständig im Gebete. Ihm war es ein leichtes die Besessenen zu heilen, die Blinden sehend zu machen und alle anderen Krankheiten zu bannen, wenn er nur den Namen des Herrn anrief und das Zeichen des heiligen Kreuzes schlug.

Wir selbst sahen ihn einst in der Kirche des heiligen Julianus einen Besessenen mit einem Worte heilen. Viertägige und andere Fieber vertrieb er oft durch sein Gebet. Zur Zeit dieser Seuche ging er hochbetagt und reich an guten Werken aus dieser Welt zur Ruhe ein.

Lib. IV. cap. 33. Sunniulf, Abt im Kloster zu Randans.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 168.)

. . . ein Mann, dessen Herz ganz voll Aufrichtigkeit und Liebe war. Er wusch häufig seinen Gästen die Füsse selbst und trocknete sie mit eigenen Händen. Nur leitete er die ihm anvertraute Herde weniger mit Strenge als durch Bitten . . .

Lib. V. cap. 10. Patroculus, Klausner.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 199.)

In dem Gebiete von Bourges lebte ein Klausner mit Namen Patroculus, der die Weihe als Priester erhalten hatte, ein Mann

von ausnehmender Heiligkeit und Frömmigkeit und ausserordentlicher Enthaltbarkeit, der häufig wegen seines strengen Fastens grosse Beschwerden litt. Wein, Apfelmoss und alle berausenden Getränke trank er nicht, sondern nur Wasser mit ein wenig Honig versüsst. Auch Fleisch und Gemüse ass er nicht, nur Brot in Wasser geweicht und mit Salz bestreut. Seine Augen sahen niemals den Schlaf. Denn er war beständig im Gebet, und wenn er es auf kurze Zeit unterliess, so las er etwas oder schrieb. Denen, die am Fieber oder an den Blattern, Geschwüren und anderen Krankheiten litten, gewährte er oft durch seine Fürbitte Hilfe, auch tat er viele andere Zeichen, die hier der Reihe nach aufzuzählen zu weit führen würde. Das härene Gewand trug er immer auf dem blossen Körper.

Lib. VI. cap. 8. Eparchius, Klausner zu Angoulême.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 253.)

. . . ein Mann von ausgezeichnete Frömmigkeit, durch den Gott viele Wunder tat, . . . Wenn ihm Gold und Silber dargebracht wurden, so verwandte er es für die Not der Armen oder zur Auslösung von Gefangenen. In seiner Zelle wurde, so lange er lebte, niemals Brot gebacken, sondern, wenn die Not es erheischte, brachten es fromme Seelen herbei. Eine grosse Menge Volks kaufte er durch die Spenden der Frommen aus der Gefangenschaft los. Oft bannte er durch das Zeichen des Kreuzes das Gift der gefährlichen Blattern, vertrieb durch sein Gebet böse Geister aus den Besessenen und gewann durch seine milden Worte die Richter, den Schuldigen zu verzeihen. Er nötigte sie dazu mehr, als er sie bat. Denn so gewinnend war seine Rede, dass sie es ihm nicht verweigern konnten, wenn er sie um Nachsicht ansprach.

Lib. VI. cap. 6. Hospitius, Klausner.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom I, p. 249, 250.)

Es lebte zu dieser Zeit in der Nähe der Stadt Nizza ein Klausner mit Namen Hospitius, der sich auf das äusserste kasteite. Er wand sich eiserne Ketten um den blossen Leib und trug sein härenes Kleid darüber. Er ass nichts als trockenes Brot und wenige Datteln. In der Fastenzeit nährte er sich von den Wurzeln

der egyptischen Kräuter, wie sie dort die Einsiedler geniessen, welche ihm die Kaufleute mitbrachten. Zuerst trank er die Brühe, worin sie eingemacht waren, nachher genoss er sie selbst. Durch diesen Mann liess der Herr grosse Wunder geschehen.

Lib. VIII. cap. 34. Der Brite Winnoch, Priester.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 350.)

Da aber der Fürst der Finsternis tausend Wege weiss, um uns zu schaden, will ich erzählen, was sich vor kurzem mit gottgeweihten Männern und Klausnern zugetragen hat. Der Brite Winnoch, dessen wir in einem früheren Buche gedachten, lebte, als er zum Priester geweiht war, so enthaltsam, dass er sich nur in Felle kleidete, ungekochte Feldkräuter ass und den Weinkrug nur so zum Munde brachte, dass man meinte, er berühre ihn nur mit den Lippen und tränke nicht. Da aber fromme Leute aus Freigebigkeit oft volle Weinkrüge ihm brachten, gewöhnte er sich leider doch endlich den Trunk an und fing an sich so dem Weine zu ergeben, dass man ihn meist nur berauscht sah. Und da mit der Zeit die Trunkenheit ihn ganz und gar beherrschte, fuhr der Teufel in ihn, und er wurde von solcher Tobsucht befallen, dass er ein Messer oder was er sonst nur ergreifen konnte, sei es eine Waffe, einen Stein oder einen Knüttel nahm und toll und wild damit die Leute anfiel. Man war deshalb genötigt ihn zu binden und ihn in eine Zelle einzusperren. In diesem verworfenen Zustande lebte er noch zwei Jahre, bis er endlich starb.

b) Weltliche.

Lib. VI. cap. 46. Chilperich, König der Franken.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 286, 287.)

Er verwüstete und verheerte viele Gegenden wiederholt und empfand nicht nur keine Reue darüber, sondern hatte vielmehr sein Vergnügen daran, wie einst Nero, als er beim Brande seines Palastes Lieder sang. Sehr häufig verurteilte er Menschen ungerechter Weise, um ihr Vermögen einzuziehen. Zu seiner Zeit erhielten wenig eigentliche Geistliche ein Bistum.

Er war dem Trunke ergeben, und sein Bauch war sein Gott. Niemand, meinte er, sei klüger als er selbst. Auch schrieb er zwei Bücher, worin er sich den Sedulius zum Vorbilde nahm, aber die Verse sind lahm und hinkend, denn aus Unkenntnis setzte er kurze Silben statt langer und lange statt kurzer: ausserdem verfasste er noch andere Werke, geistliche Lieder und Messgesänge, die aber durchaus nicht gebraucht werden können. Die Sorge für die Armen war ihm lästig. Die Bischöfe des Herrn lästerte er unaufhörlich, und keinen Spott und keinen Scherz trieb er lieber, wenn er im vertrauten Kreise war, als den gegen die Bischöfe der Kirchen. . . . Nichts hasste er mehr als die Kirchen. . . . Selbst die Gebote seines Vaters trat er oft mit Füßen, da er meinte, es gäbe niemanden, der dessen Willen aufrecht erhalten würde. Man kann sich ferner keine Lust und keine Ausschweifung erdenken, die er nicht wirklich verübt hätte. Er ersann immer neue Martern um das Volk zu peinigen. An wem zu seiner Zeit eine Schuld befunden wurde, dem liess er die Augen ausreissen. . . . Keinen liebte er jemals aufrichtig, von niemandem wurde er geliebt und deshalb verliessen ihn auch alle, als er den Geist aufgab.

Lib. IX. cap. 21. Gunthram, König der Franken.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 379.)

Der König gab aber, wie wir schon oft erwähnten, Almosen in Fülle und hielt an im Gebet und Wachen. . . . Drei Tage hindurch, [während der Drüsenpest in Marseille] während seine Almosen noch reichlicher flossen, als gewöhnlich, betete er so eifrig für sein Volk, dass man ihn damals nicht für einen König allein, sondern für einen Bischof des Herrn hätte halten sollen. Er setzte alle seine Hoffnung auf das Erbarmen des Herrn und warf die Gedanken, die in ihm aufstiegen, auf Gott, von dem sie, wie er von ganzem Herzen glaubte, zu einem guten Ende hinausgeführt werden würden.

Lib. III. cap. 18. Königin Chlodechilde.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 163.)

Die Königin Chlodechilde aber führte ein solches Leben, dass sie von jedermann verehrt wurde; sie wurde nicht müde

Almosen zu geben und im Gebet zu wachen, ihr Wandel war rein in Keuschheit und aller Ehrbarkeit, den Kirchen, Klöstern und allen heiligen Orten gab sie Güter und gewährte ihnen gern und freundlich was sie bedurften, so dass man dazumal meinte, sie diene Gott nicht wie eine Königin, sondern als sei sie ganz seine Magd. Nicht die Herrschaft ihrer Söhne, nicht der Glanz dieser Welt, nicht ihr Reichtum vermochten sie zum Fall zu bringen, sondern die Demut erhöhte sie zur Gnade.

Lib. IV. cap. 27. Brunichilde, Gemahlin König Sigiberts.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 163.)

Denn diese war eine Jungfrau von feiner Gestalt, schön von Angesicht, züchtig und wohlgefällig in ihrem Benehmen, klugen Geistes und anmutig im Gespräch.

Lib. VI. cap. 20. Chrodin, Herzog König Childeberts II.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 261, 262.)

In diesem Jahre starb Chrodin, ein Mann von ausnehmender Tugend, Frömmigkeit und Mildtätigkeit, ein Vater der Armen, im höchsten Grade freigebig gegen die Kirchen, der Geistlichen Pfleger. Er richtete oft ganz neue Höfe ein, legte dort Weinberge an, baute Wohnhäuser, bestellte die Äcker, und dann lud er Bischöfe ein, deren Kirchen nur ein geringes Vermögen hatten, speiste mit ihnen und verteilte unter sie die Häuser mit den Bauern und den Äckern, dem Silber, den Decken, dem Hausgerät, den Dienstleuten und den Knechten. . . .

Lib. V. cap. 48. Leudast, Graf von Tours.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 239.)

Seit der Zeit nun betrug er sich so unbedacht und hochmütig, dass er selbst mit Panzer und Harnisch, den Köcher auf der Schulter, einen Speer in der Hand und den Helm auf dem Haupte in das Kirchenhaus kam. Vor niemanden hielt er sich sicher, weil er allen feind war. Wenn er zu Gericht sass, im Kreise von angesehenen Männern, Laien oder Geistlichen, und Einen fand, der Recht und Gerechtigkeit üben wollte, so wurde er ganz wütend und brach in Schmähungen gegen die Bürger aus. Priester liess er in Fesseln legen, waffentragende Dienst-

leute mit Knütteln schlagen, und so gross war seine Grausamkeit, dass es sich kaum sagen lässt. . . .

Lib. II. cap. 8. Aetius, römischer Feldherr, Patricius.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 72.)

Er war von mittlerer Grösse, männlicher Gestalt und mässiger Stärke, so dass er weder schwächlich noch zu beleibt war, hurtig und gewandt, ein sehr kühner Reiter, ein geschickter Bogenschütze und unermüdlich im Kampf mit dem Wurfspieß, ein sehr erfahrener Krieger, aber zugleich auch vertraut mit den Geschäften des Friedens; alle Habsucht lag ihm fern und die Leidenschaft vermochte wenig über ihn. Mit vielem Verstand begabt, liess er sich durch schlechte Ratgeber niemals von seinem Vorhaben abbringen; Beleidigungen übersah er, die Arbeit war seine Lust. Gefahren schreckten ihn nicht, und Hunger, Durst und Nachtwachen hielt keiner aus wie er. . . .

Lib. IV. cap. 24. Celsus, Patricius in Burgund.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 159, 160.)

. . . ein Mann von hohem Wuchs, breiten Schultern und kräftigem Arme, stolz in der Rede, gewandt in Geschäften und im Rechte wohl bewandert, der aber in der Folge eine solche Habsucht zeigte, dass er öfters sich sogar an dem Gute der Kirche vergriff und es sich aneignete.

Lib. VIII. cap. 40. Pelagius, Aufseher der Kgl. Gestüte zu Tours. (Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. I, p. 252, 253.)

In der Stadt Tours lebte damals ein gewisser Pelagius, ein Mann, der in allen Ränken erfahren war und sich vor keinem Richter scheute, denn er war den Wächtern der königlichen Gestüte vorgesetzt. Deshalb liess er nicht ab, Diebstähle, Betrügereien, Plünderungen, Mordtaten und andere Verbrechen, sowohl auf dem Wasser, als auf dem Lande, zu verüben. . . . Der Unselige fasste einen solchen Hass gegen mich, dass er sogar die zur heiligen Kirche gehörigen Leute öfters beraubte, schlug und für tot liegen liess, ja er suchte absichtlich immer neue Veranlassungen, um der Hauptkirche oder der Kirche des heiligen Martinus Schaden zuzufügen.

2. Die übrigen Geschichtsschreiber.

Chronicarum quae dicuntur Fredegarii Scholastici
libri IV. (1. Hälfte des 7. Jahrhunderts.)

Cap. 65. Kaiser Aeraklius.

(Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. II, p. 153.)

Der Kaiser Aeraklius war herrlich anzuschauen, schön von Antlitz und von stattlicher Grösse und Gestalt, vor allen andern tapfer und ein trefflicher Streiter. Denn oftmal tötete er sogar Löwen im Kampfspiel, er allein ohne Waffen, mehrere auf einmal. In den Wissenschaften war er ungemein unterrichtet und er beschäftigte sich mit der Astrologie. . . .

Vita S. Columbani auct. Jona abb. Bobiensi.

(1. Hälfte des 7. Jahrhunderts.)

Cap. 3. (Mabill. Act. Sanct. tom. II, p. 5 ss.)

. . . Als nun die Kinderjahre um waren und er im Knabenalter stand, fing er an mit fähigem Sinn sich den edlen Wissenschaften und den Studien der Grammatiker hinzugeben, und übte sie seine ganze Knaben- und Jünglingszeit hindurch bis zum Mannesalter mit fruchtbarem Fleisse. Aber da ihm seine schöne Gestalt, seine blühende Farbe und seine edle Männlichkeit bei allen beliebt machten, begann endlich der alte Feind seine tödtlichen Geschosse auf ihn zu richten, damit er ihn, den er so sehr an Geist zunehmen sah, in seine Netze fangen könnte und regte die Begierden unzüchtiger Dirnen gegen ihn auf. Aber er wappnete sich zum Streit, in der Linken den Schild, in der Rechten das zweischneidige Schwert des Evangeliums haltend, damit er nicht den Lockungen der Welt verfallend und umsonst so viel Mühe auf Grammatik, Rhetorik, Geometrie und die göttlichen Schriften verwandt hätte.

Vita S. Balthildis. (Königin der Franken; 2. Hälfte
des 7. Jahrhunderts.)

Cap. 2. (Mon. Germ. Scr. Rer. Mer. tom. II, p. 483.)

Sie war gütig von Herzen, züchtig in ihrem ganzen Betragen, klug und nicht leichtfertig oder vorlaut in ihren Reden,

wie sie denn vom Geschlecht der Sachsen war, von anziehender und feiner Leibesgestalt, schön anzusehen, freundlich in ihren Mienen und würdig in ihrem Gang.

Vita S. Eligii auct. Audoeni episc. Rodomi.

(Eligius, Bischof von Noyon, zugleich kunstreicher Goldschmied. 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts, wahrscheinlich später überarbeitet und vermehrt.)

Cap. 10 und 12. (d'Achery, Spicil. tom. V, p. 156 ss.)

Er arbeitete unablässig für den König und machte ihm viele Gerätschaften aus Gold und edlem Gestein. . . . Wenn er aber bei der Arbeit sass, hatte er immer vor sich ein aufgeschlagenes Buch, um sich zugleich mit den göttlichen Geboten zu beschäftigen. So sehr stieg sein Ansehen, dass, wer aus dem römischen oder italidschen oder gotischen Lande in irgend einer Angelegenheit zum Könige kam, zuerst den Eligius aufsuchte, um Hülfe oder doch guten Rat von ihm zu erlangen. Pilger und Mönche eilten zu ihm, und was er erwarb, gab er ihnen zum Almosen oder verwandte es zum Loskauf von Gefangenen, denn das lag ihm ganz besonders am Herzen. Wo er nur hörte, dass ein Sklave zum Verkauf stehe, eilte er voll Barmherzigkeit hin, zahlte das Geld und befreite den Gefangenen, zuweilen auch bis zu zwanzig und dreissig oder auch fünfzig, zuweilen aber befreite er auch einen ganzen Haufen, bis zu hundert Seelen, so wie sie aus dem Schiff kamen, Männer und Weiber aus allen Völkern, Römer, Gallier, Britannier, auch Mauren, vorzüglich aber Sachsen. . . . Wenn zuweilen bei der grossen Zahl der Preis zu hoch wurde, gab er alles hin, was er am Leibe trug, sogar die Schuhe, um nur die Gefangenen zu retten.

Die befreiten Gefangenen führte er sogleich vor den König, warf den Pfennig für sie und gab ihnen den Freiheitsbrief. Dann liess er sie wählen, ob sie heimkehren wollten, wozu er sie auch unterstützte, oder bei ihm bleiben, wo er sie dann nicht wie Knechte, sondern wie Brüder hielt, oder ob sie sich bereden liessen, das Mönchsleben in einem Kloster zu ergreifen. Diese verehrte er ganz besonders, wie seine Herren, und gab ihnen Kleider und was sie brauchten. . . .

Cap. 12. Eligius war von hoher Gestalt und rötlichem Antlitz; er hatte gelocktes Haar, feine Hände und lange Finger, ein engelgleiches Gesicht, einfachen und verständigen Blick. Anfangs trug er an seinen Kleidern Gold und Edelsteine, er hatte Gürtel, die mit Gold und Edelsteinen geschmückt waren, auch Linnengewand mit Goldstickerei und die Säume seiner Kleider glänzten von Gold; alle seine Gewänder waren von hohem Werte und einige davon ganz von Seide. Aber das alles trug er in der ersten Zeit nur, um Aufsehen zu vermeiden, äusserlich, am Leibe aber ein härenes Gewand. Später, als er höher stieg, verwandte er allen seinen Schmuck für die Not der Armen und Bedürftigen. Da sah man ihn gewöhnlich mit einem Strick umgürtet, mit schlechten Kleidern angetan; oft aber, wenn der König ihn so um Christi willen in Niedrigkeit gehen sah, nahm er sein eigenes Gewand und seinen Gürtel und gab ihm dieselben.

Ergebnisse.

a) Geistliche.

Welches Gesamtbild erhalten wir nun durch Gregor von den Dienern der Kirche? Am zahlreichsten und vollständigsten finden sich in seiner „Fränkischen Geschichte“ literarische Porträts von Bischöfen, deren Kreise er selbst angehörte; aber auch einige Charakteristiken von Personen aus der niederen Geistlichkeit gibt uns der Verfasser.

Die im nachstehenden Gesamtergebnis beigefügten Zitate beziehen sich auf die oben mitgeteilten Porträts des Papstes und der Bischöfe: betrifft der Beleg einen Abt, Priester, Mönch oder Klausner, so ist dies besonders vermerkt worden. Zur Vervollständigung des Bildes habe ich noch andere Zitate aus der „Fränkischen Geschichte“ herangezogen und diese zum Unterschiede in eckige Klammern gesetzt.

Die Ergebnisse, die aus den Porträts des h. Columban und des h. Eligius gewonnen wurden, haben, da sie entwicklungs-

geschichtlich wesentlich mit denen Gregors übereinstimmen, ebenfalls hier ihren Platz gefunden. Diese Zitate sind ebenfalls in eckige Klammern gesetzt worden.

Der Bischof (überhaupt der Geistliche), der oft aus den reichsten und vornehmsten Familien stammte, (II, 22; V, 45; [X, 31, 1, 5, 6, 7, 12, 18]; X, 1; [VI, 7]; [IV, 35]; [X, 31, 4]) und der früher oftmals nur an weltlichen Dingen Gefallen gefunden hatte, (VII, 1) musste fromm sein, (II, 5; V, 10) Klausner; [V, 21 Priester]; VI, 8 Klausner; (X, 31, 1, 2, 5, 7), fleissig in der heiligen Schrift lesen und Stellen auswendig wissen, (V, 42; VII, 1; [Eligius 10]) unermüdlich in Psalmensingen, (V, 20; X, 1) in den Wissenschaften bekannt, (II, 31; X, 1; [Columban 3]) feingebildet (V, 45) und in der Predigt beredt sein. (II, 22; II, 31; [II, 34;]) Klugheit und Weisheit, ([II, 3]; [II, 7]; V, 45; [VI, 7]) Gerechtigkeit im Urteil, ([IV, 35]; IV, 36; [V, 5]; V, 42) Aufrichtigkeit des Herzens (IV, 33 Abt;) und Leutseligkeit des Wesens (IV, 36; V, 46) sollten ihn zieren. Zudem hatte er sich oft im Beten zu üben, ([II, 1]; [II, 5]; IV, 32) Priester; IV, 36; V, 46; [VIII, 16]; X, 1; VII, 1; V, 10 Klausner) musste überhaupt sehr enthaltsam leben, (I, 6) Klausner; II, 5; IV, 32 Priester; [V, 5]; [V, 21]; V, 45; V, 46; VI, 6 Klausner; VI, 8 Klausner; VII, 1; VIII, 34 Priester; (X, 1) viel fasten; (II, 5; V, 20; X, 1) viel nachwachen; (II, 5; IV, 32) Priester; V, 10 Klausner; V, 10; V, 20; V, 46) sich in rauhe, härene Gewänder kleiden; (IV, 32) Priester, [V, 21 Priester]; VI, 6 Klausner; V, 10 Klausner; VIII, 34 Priester; Eligius 12) und sich eines keuschen, ([II, 1]; [V, 5]; V, 46 [Columban 3]); gottgefälligen und gottesfürchtigen (IV, 36; [IV, 37 Klausner]; [V, 9 Klausner]; [X, 31, 1, 5]; [Eligius 10]); Lebenswandels befeissigen. p. 83!*)

Die höchste Bewunderung erreichte der Priester, wenn er, schon mit einer Krankheit behaftet, sich zu den vorhandenen Qualen noch neue, grössere Schmerzen hinzufügte (V, 42). Ebenso liebte man an dem Geistlichen die Bescheidenheit, besonders bei Annahme eines hohen Amtes, welches er anfangs, seiner vermeintlichen Unwürdigkeit wegen, zurückweisen musste, um

*) Gregor sagt von sich selbst (X, 31, 19) dass er ohne sein Verdienst und Würdigkeit den bischöflichen Stuhl von Tours empfangen habe.

es dann endlich auf vieles Drängen, mit Tränen in den Augen und unter Selbstanklagen anzunehmen (X, 1).*)

Ganz besonders sollte der Kleriker mildtätig und freigebig sein, ([V, 35]; V, 46; VII, 1; [X, 31, 8, 12, 14]; [Eligius 10, 12]) sollte die Armen und Elenden, die Witwen und Waisen durch Almosengeben unterstützen, (II, 22; [IV, 35]; IV, 36; V, 20; V, 42; VI, 8 Klausner; X, 1; [X, 31, 16]; Eligius 10, 12) ihnen in ihren Krankheiten beistehen und diese möglichst durch Wunder heilen, (IV, 32 Priester; VI, 8 Klausner; [VIII, 33]; [IX, 4]) oder schon Verstorbene vom Tode erwecken ([II, 3]; II, 31; [X, 31, 3]). Er durfte sich auch nicht scheuen, mit ekelerregenden Krankheiten behaftete Menschen anzufassen oder zu pflegen (V, 10 Klausner).

Sehr lobenswert war es auch, wenn er, der sonst ein angenehmes Leben gewöhnt, sich selbst eine freiwillige Armut auferlegte (VII, 1, X, 1; [Eligius 12]) und den weltlichen Dingen gegenüber eine tiefe Abneigung bei allen öffentlichen Gelegenheiten zeigte.

Wundertaten der mannigfaltigsten Art, vollbracht von den Geistlichen, wurden als selbstverständlich angesehen ([II, 7]; II, 31; II, 37; IV, 32 Priester; [IV, 37]; [V, 8]; VI, 8 Klausner; [VIII, 16]; [VIII, 33]; [X, 31, 3]); Gebieten des Feuers bei ausgebrochenen Bränden ([II, 34]; VIII, 33); Beschwichtigung des stürmischen Meeres und übermenschliche Rettung aus Seegefahr oder vom Feinde ([II, 37 Abt.]); Beschwörung des Blitzes, des Hagels, des Donners, überhaupt aller gefahrbringenden Naturgewalten (IV, 34) wurden ihnen gewöhnlich zugeschrieben.

Dass nach dem Tode der Geistlichen, die reich an guten Werken (I, 45; IV, 32 Priester; [IV, 37]; [V, 37]; V, 10 Klausner; V, 46; VII, 1), schon bei Lebzeiten als Männer von grosser und ausnehmender Heiligkeit (I, 45; [II, 3]; [II, 7]; II, 22; II, 31; [II, 37 Abt.]; IV, 36; [IV, 37 Klausner]; [V, 8]; VI, 7; VI, 8; [IX, 2 heil. Radegunde]; X, 31, 2) und Tugendhaftigkeit (I, 45;

*) Kasteien wird nur einmal von dem Klausner Hospitus, Lib. VI, cap. 6, erwähnt. Die Sitte der Büssergeiselnungen oder Selbstflagellation tritt erst um das Jahr 1000 auf, vorher waren es nur einzelne Fälle, die von den Geschichtsschreibern erwähnt werden. Cf. O. Zöckler, Krit. Gesch. der Askese. Frankfurt a/M. 1863. p. 39.

V, 46) angesehen wurden, an ihren Gräbern Wunder geschahen, wird gar oft berichtet. (I, 45; IV, 36; [IV, 36]; [V, 8]; VII, 1.]

Wie der fromme Klausner das flüchtende Wild vor dem nachfolgenden Jäger in sicheren Schutz nahm, so konnte der mächtige Bischof auch den bedrückten oder verfolgten Mitmenschen in sicheren Gewahrsam nehmen ([IV, 35]), ihn der gerichtlichen Bestrafung entziehen, oder den schon Gefangenen befreien oder durch schweres Lösegeld loskaufen. (V, 42; VI, 8 und öfter; VII, 1; [Eligius 10].

Die Gründung von Kirchen, Klöstern und Kapellen (IV, 36; V, 45; V, 46; [X, 12 Äbtissin Ingotrude]; X, [X, 31; 2, 3, 4, 5, 6, 9, 12, 13, 15, 18, 19]), das Anlegen von Wegen durch unwirtliche Gegenden, Ausrodung von Wäldern, Urbarmachung von Sümpfen und Heideland, Bestellung von Äckern und Weinbergen werden oft an den Dienern der Kirche gerühmt (IV, 36).

b) Weltliche.

Weltliche Würdenträger werden von Gregor und den übrigen Geschichtsschreibern der vorkarolingischen Zeit nur sehr selten mit einer ausführlichen Schilderung ihrer Persönlichkeit und ihrer Eigenschaften bedacht und, da sie fast sämtlich im Range verschieden waren, lässt sich kein einheitliches Gesamtbild aus ihren Charakteristiken gewinnen. Ich habe ein solches aufzunehmen umso mehr unterlassen zu können geglaubt, weil man im 6. Jahrhundert bei den Franken und anderen deutschen Stämmen noch nicht von einem ausgeprägten Herrscherideal im Sinne der christlichen Kirche sprechen konnte und, da die karolingische Geschichtsschreibung so reich an Porträts der weltlichen Grossen ist, sollen sie erst dort beschrieben werden; denn gerade von dem Grössten unter ihnen besitzen wir eine vorzügliche Darstellung. Deshalb habe ich nur die wichtigsten und besten Charakterschilderungen den Geschichtsschreibern entnommen und sie ihrem weltlichen Range nach zusammengestellt. So viel aber mag von dem Ideal der weltlichen Grossen im frühen Mittelalter gesagt sein, dass, während bei ihnen die von den Geistlichen verlangte Bescheidenheit, geschlechtliche Enthaltbarkeit, Demut und Unterwürfigkeit mehr oder wenig in Wegfall kam

oder in den Hintergrund trat, an ihnen, ausser allgemein menschlichen Tugenden, ganz besonders vornehme Geburt, frühzeitige Reife, ausserordentliche Begabung, Tapferkeit, Ruhm, Macht, Strenge, Milde, Beliebtheit beim Volke, Gerechtigkeit und Gnade gerühmt wurden, bei den Frauen dagegen schätzte man besonders Schönheit des Körpers, Keuschheit und Demut, feine Zucht, Sitte und Anmut.

Weiterhin lässt sich aus den besonders von Gregor entworfenen Porträts erkennen, dass die weltlichen Würdenträger ganz einseitig, nur in ihrem Verhältnis zur Kirche charakterisiert werden: ihre tatsächlich guten oder schlechten Eigenschaften werden bei einem über sie abgegebenen Gesamturteil nicht in Erwägung gezogen, massgebend ist nur ihre Stellungnahme zur Kirche. Daher erklärt sich auch das vernichtende Urteil Gregors über Chilperich, dem er nicht die geringste gute Eigenschaft nachsagen kann, während er, nachdem er die Grausamkeiten Chlodewechs*) aufgezehlt hat, sein Urteil über diesen mit den Worten beschliesst:**) „Gott aber warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich, darum, dass er rechten Herzens vor ihm wandelte und tat was seinen Augen wohlgefällig war.“

Der Massstab, mit welchem man die Porträts der christlichen Geistlichkeit von unserem Standpunkte aus misst, muss ganz anders angelegt werden, als bei den dürftigen Charakteristiken der Volksepen. Denn während dort ein Volk in den ersten Anfängen einer nationalen Literatur steht, sind es hier die Erzeugnisse einer verfeinerten römischen Kultur, da eine völlige Verschmelzung der fränkischen und romanischen Bevölkerung bereits stattgefunden hatte.***) Allerdings war die Kultur des römischen Galliens um diese Zeit schon im Rückgang begriffen,†) aber noch hatte man eine wohlgestaltete lateinische Sprache, die trotz des beschränkten Bildungsstandes des Autors ††)

*) Gregor. Turon. Lib. II, cap. 32, 33, 37, 40, 41, besonders 42.

**) Gregor. Turon. Lib. II, cap. 40.

***) Cf. Loebell, Gregor. v. Tours, passim.

†) Cf. Lamprecht, Deutsche Geschichte, vol. I, p. 257 ss.

††) Giesebrechts's deutsche Übersetzung, Vorrede p. XXIV ss. — Cf. auch Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, vol. I, p. 99.

eine ganz andere Ausdrucksweise ermöglichte, als diejenige der Dichter der deutschen Volksepen.

Die Kunst, den Menschen individuell darzustellen besteht noch nicht — wenngleich die Absicht, ihn als Individuum zu erfassen, vorliegt — sondern man zwingt die zu schildernde Person in das „Ideal“ ein, das seit Generationen, seit Jahrhunderten die christliche Kirche von ihren geistlichen und weltlichen Jüngern kunstvoll gebildet hatte. Der Verfasser greift die zu schildernde Person heraus, vergleicht sie etwa mit dem eben geschilderten Gesamtbild, das sich in ähnlicher Weise seinem Gedächtnis eingeprägt haben mag, und gibt dem zu Beschreibenden alle die Eigenschaften, die jener innerhalb des Ideals besitzt. Es kommt dem Biographen vor allem darauf an, festzustellen, wie weit der Geschilderte dem „Ideale“ gleicht, oder von ihm abweicht. Aus dieser dürftigen Betrachtungsweise des Menschen als Sonderexistenz ist auch die starke Gliederung zwischen Guten und Schlechten entsprungen, und der Massstab, wonach man misst. Besitzt der zu Schildernde nicht die guten Eigenschaften, die das Ideal vorschreibt, so ist er unwiderruflich schlecht, hat er aber aus irgend einem Grunde die Sympathie des Autors gefunden,*) so werden ihm auch Tugenden nachgerühmt, die ihm in der Tat gar nicht eigen sind. Ein Mittelding, gute und schlechte Eigenschaften gepaart, kennt man selten, ebensowenig eine Erklärung für gute und schlechte Handlungsweise.

Dies beweist die Beurteilung der Bischöfe Salunius und Sagittarius. Die Charakterbeanlagung beider wird immer dieselbe gewesen sein, also schlecht. Da sie nun heuchlerischer Weise ihre Umgebung täuschten und scheinbar nach der christlichen Lehre lebten, ist auch Gregor von ihrer Bekehrung überzeugt, denn er sagt: „Sie waren innerlich so umgewandelt“, und gibt ihnen nun alle die Eigenschaften, mit denen er auch einen anderen gottesfürchtigen Bischof bedacht hätte. — Ähnliche Fälle wiederholen sich auch noch in den Werken der späteren Geistlichkeit.

Trotz der scheinbar reichen Ausführung der Porträts finden sich nur sehr wenige individuelle Züge in den Charakteristiken Gregors und wir vermögen uns nicht einen von ihm geschilderten Bischof individuell betrachtet vorzustellen. Er nennt nur Eigen-

*) Chlodewech, siehe oben p. 64.

schaften, die dieser oder jener besitzt oder nicht, berührt ganz selten und dann nur flüchtig das Äussere wie: „er war von mittlerer Grösse, männlicher Gestalt und mässiger Stärke, weder schwächlich noch zu beleibt, hurtig und gewandt,*) oder: „er war von kleiner Statur“, dem gleich der Nachsatz folgt: „aber ausnehmend beredt“.**) Ein Seelenleben der Personen kennt der Verfasser nicht.

Etwas weiter ist die Kunst der Charakteristik bei den Geschichtsschreibern des 7. Jahrhunderts gediehen, bei denen schon einige individuelle Züge zu finden sind, wenngleich das Typische in der Darstellung noch vorherrscht, denn in allen vier angeführten Lebensbeschreibungen findet sich die Hervorhebung der schönen Leibesgestalt, die an die volkstümlichen Epen erinnert und die in sämtlichen Charakteristiken Gregors fehlt, nur zweimal angedeutet wird.***)

So weiss der sogenannte Fredegar von Aeraklius zu sagen, er sei herrlich anzuschauen gewesen, schön von Antlitz und von stattlicher Grösse und Gestalt†) und Jonas weiss die schöne Gestalt, die leuchtende Farbe und edle Männlichkeit des Abtes St. Columban zu rühmen.††)

Entschieden individuelle Züge vermag Rodomus dem Bischof Eligius zu verleihen wenn er sagt: „Er war von hoher Gestalt und rötlichem Antlitz; er hatte gelocktes Haar, feine Hände und lange Finger, ein engelgleiches Gesicht, einfachen und verständigen Blick;†††) aber diese Ausnahme vermag nichts an dem Gesamturteil zu ändern.

Die früheste Schilderung einer Frau, der Königin Balthilde, findet sich in ihrer Lebensbeschreibung eines unbekanntenen Verfassers, der von ihr hervorhebt, dass sie gütig von Herzen, von anziehender und feiner Leibesgestalt, schön anzusehen, freundlich in ihren Mienen und würdig in ihrem Gang gewesen sei.‡)

*) Gregor. Turon., Lib. V, cap. 8, Feldherr u. Patricius Aetius.

***) ib. Lib. V, cap. 45, Bischof Agroecula.

***) Siehe oben p. 57, Aetius, auch Celsus, Lib. IV, cap. 24.

†) Chron. Fred. cap. 65.

††) Columban, cap. 3.

†††) Vita Eligii, cap. 12.

‡) Vita Balthildis, cap. 2.

Kapitel II.

Die Karolinger. — Vom Anfang des 8. bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts.

Mit der Herrschaft der Karolinger beginnt auch eine neue Aera der Geschichtsschreibung, die durch die erste grosse deutsche Renaissance hervorgerufen wurde. Doch schon ein Jahrhundert früher begegnen wir bei den Angelsachsen, denen die antike Kultur direkt von Rom aus übermittelt worden war, der frühesten germanischen Renaissance, deren Erzeugnisse u. a. die erste gleichzeitige Lebensbeschreibung Winfrieds und die, allerdings lange nach seinem Tode abgefasste, Biographie Willibrords sind.

Das Aufblühen der Künste und Wissenschaften auf deutschem Boden beginnt mit der ersten Reise Karls des Grossen nach Italien (774), der wohl auch dort zum ersten Male die Überlegenheit der antiken Kultur mit eigenen Augen gesehen haben mag. Von allen Seiten zog nun Karl die Träger der Wissenschaften an sich heran und seit den neunziger Jahren des 8. Jahrhunderts finden wir eine grosse Anzahl der wichtigsten Gelehrten und Schriftsteller des Abendlandes an seinem Hofe vereint. So fand die klassische Bildung unmittelbaren Eingang im fränkischen Reiche und zeitigte als wichtigste Produkte die Langobardengeschichte des Paulus Diaconus, die Lebensbeschreibung Karls von Einhard und das Leben Ludwigs von Thegan. Die vollkommenste Schöpfung dieser Geschichtswerke, die auch die grösste Persönlichkeit zum Gegenstand hat, ist die Biographie Karls des Grossen.

Aber schon während der Regierung Ludwigs des Frommen begann das stolze Gebäude, das seine Vorfahren errichtet hatten, in Verfall zu geraten, Künste und Wissenschaften verflachten bei einer wenig gepflegten Bildung der Geistlichkeit und so war ein allmählicher Rückgang der kaum zur Blüte gelangten karolingischen Renaissance unvermeidlich.

Aus dem 9. Jahrhundert besitzen wir jedoch noch eine Anzahl Geschichtswerke, von denen besonders die Lebensbeschreibungen der Leoba und des Abtes Anskar für die Entwicklungsgeschichte des literarischen Porträts von Wert sind.

Vita S. Bonifacii archiepiscopi auctore Wilibaldo presbytero (Bonifatius, um 680—755, zuletzt Erzbischof von Mainz. Sein Leben wurde von dem Mainzer Priester Willibald vor 786 abgefasst).

Cap. 2 (Mon. Germ. Scr. tom. II, p. 335—337).

Da er nun an Alter und an bewunderungswürdiger Wissenschaft wuchs und sieben Jahre der Kindheit verstrichen waren, und des Knabenalters Zier ihn schmückte, wurde er, durch die himmlische Gnade beseelt, reich an grosser und unaussprechlicher Geistesgrösse, wie dieses Werkes Verlauf beweist, seiner vielen keuschen Tugenden wegen, nach dem Beispiel, das die früheren Heiligen gegeben, und nach den Anordnungen der verehrungswürdigen Väter, zum Dienenden bestimmt und eingekleidet.

So sehr aber und so anhaltend entbrannte sein Geist vom himmlischen Wissen, vor allem unterzog er sich der Übung des Lesens, dass in allen Augenblicken, Stunden und Jahren, die seinem Leben hinzugefügt wurden, die Hilfsmittel und die göttlichen Triebe, die der erhabene Schützer ihm geschenkt, gemehrt wurden. Und je mehr er fortschritt in den Lehren geistlicher Zucht, desto mehr reizten ihn, wie gläubige Männer, die mit ihm traulich zusammengelebt, als wahr bezeugt haben, seine täglichen wissenschaftlichen Studien, die er Tag und Nacht betrieb, an sich die ewige Seligkeit zu verschaffen und schützten ihn wunderbar gegen die feindlichen Einflüsterungen und Verfolgungen des Teufels, die nur zu oft bei den Sterblichen die zarte Blüte der Jugend mit dem Dunste dichten, schwarzen Nebels zu bedecken pflegen . . .

Cap. 3. Denn er entbrannte von so grosser Begierde nach den heiligen Schriften, dass er sich öfters mit aller Anstrengung auf die Nachahmung und das Hören derselben legte, und was um die Völker zu lehren geschrieben, das setzte er selbst denselben mit wunderbarer Beredsamkeit und durch Hinzufügung passender Gleichnisse in kräftiger Predigt auseinander. Dabei wohnte ihm solche feine Mässigung bei, dass weder hartem Tadel Milde, und seiner Milde nicht die Kraft der Ermahnung fehlte; denn wenn ihn auch kräftiger Eifer aufflammen liess, so besänftigte doch wieder seiner Liebe Milde. Deshalb wandte

er auch gegen Reiche und Mächtige, gegen Freie und Knechte ein gleiches Mass von Zucht in seiner heiligen Ermahnung an, so dass er infolgedessen weder die Reichen durch Schmeicheleien gewinnen wollte, noch die Knechte und Freien durch allzugrosse Strenge drückte, sondern das Wort des Apostels befolgend, ist er jedermann allerlei geworden, auf dass er alle selig mache. Er riss auch nicht vor der Zeit nach eigenem Gutbefinden das Lehramt der himmlischen Wissenschaft an sich, noch erwarb er es sich durch eigene Keckheit und hielt das so geraubte fest, sondern indem er in heiliger Demut fortschritt, übernahm er es, dreissig oder noch mehr Jahre alt geworden, durch die Wahl seiner Lehrer und Freunde dazu erhoben, folgsam den Vorschriften der kanonischen Satzungen und gelangte so, bereichert durch verschiedene Gaben und Geschenke, zum Stande des Priesteramtes, so dass er sich dann den Werken des Almosengebens und des Erbarmens, so weit es ihm der Regel und des Klosterlebens Schranken gestatteten, mit ganzer Tat und ganzem Willen hingab, jedoch die nächtlichen Stunden der Vigilien zu jeder Zeit, und zwar noch vor dem Beginn derselben, einhielt und sich eifrig in dem mühseligen Werk des Gebetes übte. Seine Geduld vermochte nie der Zorn zu verjagen, keine Bewegung übte die Wut auf seine Langmut aus, nicht siegte die Begierde über seine Selbstbeherrschung, seine Enthaltbarkeit wurde nie durch Völlerei verletzt, sondern er unterwarf sich in dem Grade der Mässigung des Fastens, dass er weder Wein noch starke Getränke trinkend, den Vätern des alten und des neuen Bundes nachahmte, so dass er mit dem ausgezeichneten Lehrer der Heiden sagen konnte: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, dass ich nicht den anderen predige und selbst unverwerflich werde.“

Alcuini vita S. Willibrordi. († als Bischof von Utrecht 738. Sein Leben wurde lange nach seinem Tode (zw. 766—782) von Alcuin nach einer vorhandenen alten Lebensbeschreibung beschr.)

Cap. 3. (Bibl. Rer. Germ. tom. VI, p. 42 u. 56.)

Aber keinem stand er nach an Eifer, keinem in demütiger Hingabe, keinem an Lernbegier, sondern solche Fortschritte machte täglich der gutgeartete Knabe in solcher Weise, dass er die zarten Jahre der Knabenzeit durch den Ernst seines

Benehmens überschritt und alt in seinem Sinne wurde, während sein Leib noch zart und gebrechlich war.

Cap. 24. Es war aber der heilige Mann hervorragend durch jegliche Würdigkeit, von ansehnlicher Gestalt, ehrbarem Aussehen, schön von Angesicht, fröhlichen Herzens, voll weisen Rates, von lieblicher Rede, würdevollem Benehmen und tatkräftig zu allem Gotteswerk. Von wie grosser Langmut er war, ist in seinen oben beschriebenen Handlungen dargelegt; wieviel Eifer er aber hatte, das Evangelium Christi zu verkünden, wie ihn bei dieser seiner Predigt die Gnade Gottes unterstützte, das brauchen wir nicht zu schildern, da es durch das Zeugnis des ganzen Volkes erwiesen wird. Seinen geheimen Lebenswandel aber im Nachtwachen und Gebet, in Fasten und Psalmensingen können wir aus der Heiligkeit seines Lebens und den Wunderzeichen entnehmen. Seine Liebe zeigte seine unablässige Anstrengung, welche er täglich um des Namens Christi willen ertrug.

Pauli Diaconi historia Langobardorum codicis Gothani.
(Letztes Viertel des 8. Jahrhunderts [ca. 787]).

Lib. VI. cap. 16. Arnulf, Bischof von Metz. (Mon. Germ. Scr. Rer. Lang. p. 170.)

Damals war im königlichen Palast Arnulf Hausmeier, wie sich nachher zeigte, ein Gott wohlgefälliger Mann von grosser Frömmigkeit, der nach dem Ruhm dieser Welt sich dem Dienste Christi hingab, sich als Bischof hoch auszeichnete, endlich aber sich in die Einsamkeit zurückzog, den Aussätzigen jegliche Dienste leistete und das enthaltsamste Leben führte. In der Kirche zu Metz, wo er Bischof gewesen ist, befindet sich ein Buch, das seine Wunder und seine Enthaltbarkeit im Leben beschreibt.

Lib. III. cap. 1. Hospitius, Klausner. (Cf. Gregor, Lib. VI, cap. 6.)
(Mon. Germ. Scr. Rer. Lang. p. 93.)

Er war aber ein Mann von strengster Enthaltbarkeit und rechtschaffenem Lebenswandel; eiserne Ketten und darüber ein härenes Kleid trug er auf dem Leibe und seine ganze Mahlzeit bestand aus einem einzigen Brote und wenigen Datteln; in den Tagen der Fasten aber nährte er sich bloss von Wurzeln der ägyptischen Kräuter, die der Einsiedler Speise ausmachen und

die ihm von Handelsleuten gebracht wurden. Ihn würdigte der Herr ein Werkzeug trefflicher Taten zu werden, die geschrieben stehen in den Büchern des ehrwürdigen Mannes Gregor, Bischofs von Tours.

Lib. III. cap. 11. Kaiser Justinus II.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Lang. p. 97.)

Damals herrschte in Konstantinopel, wie schon oben erwähnt wurde, Justinus der Jüngere, ein Mann jeglicher Art von Habsucht ergeben, ein Verächter der Armen, Plünderer der Senatoren und von so wütendem Geiz erfüllt, dass er eiserne Kisten machen liess, in denen er die Talente Goldes, die er raubte, sammelte; auch in die pelagianische Ketzerei soll er verfallen sein. Als er aber das Ohr seines Herzens abwandte von den göttlichen Geboten, da verlor er nach Gottes gerechtem Richterspruch den Verstand und wurde wahnsinnig.

Lib. III. cap. 11. Kaiser Tiberius.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Lang. p. 97, 98.)

... ein gerechter, tüchtiger, eifriger und weiser Mann, der dabei mildtätig, billig im Urteil, berühmt durch Siege und, was mehr als dies alles sagen will, der ein gläubiger Christ war, da er von den Schätzen, die Justinus gesammelt hatte, viele an die Armen verteilte.

Lib. VI. cap. 58. König Luitprand.
(Mon. Germ. Scr. Rer. Lang. p. 187.)

Er war aber ein Mann von grosser Weisheit, klug im Rat sehr gottesfürchtig und ein Freund des Friedens, im Streite gewaltig, gegen Fehlende mild, keusch und züchtig, wachsam im Gebet, freigebig gegen die Armen, mit den Wissenschaften zwar unbekannt, aber den Philosophen gleich zu achten, ein Vater seines Volkes und ein Verbesserer der Gesetze. Im Anfange seiner Regierung eroberte er viele feste Städte der Baiern, wobei er aber seine Stärke mehr ins Gebet, als in die Waffen setzte. Mit der grössten Sorge hielt er immer auf den Frieden mit den Franken und den Avaren.

Einhardi vita Karoli Imperatoris.

(Unmittelbar nach dem Tode Karls, sicher vor 821 verfasst.)

Cap. 21—27, (Mon. Germ. Scr. tom. II, p. 455—457.)

Cap. 21. Er liebte die Fremden und nahm sich ihrer mit der grössten Sorge an, so dass nicht mit Unrecht ihre grosse Anzahl nicht bloss für den Palast, sondern das ganze Reich, eine wahre Last zu sein schien. Er selbst jedoch liess sich in seiner Hochherzigkeit derlei Bedenken wenig anfechten und wog vielmehr die bedeutendsten Nachteile mit dem Ruhm der Freigebigkeit und dem Lohn eines guten Namens auf.

Cap. 22. *ibid.* tom. II, p. 455.

Er war von breitem und kräftigem Körperbau, hervorragender Grösse, die jedoch das richtige Mass nicht überschritt — denn seine Länge betrug sieben seiner Füsse — der obere Teil seines Kopfes war rund, seine Augen sehr gross und lebendig, die Nase ging etwas über das Mittelmass, er hatte schöne weisse Haare und ein freundliches heiteres Gesicht. So bot seine Gestalt, mochte er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung, wiewohl sein Nacken dick und zu kurz, sein Bauch etwas hervortretend scheinen konnte: das Ebenmass der anderen Glieder verdeckte das. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte; seine Gesundheit war gut, ausser dass er in den vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fusse hinkte. Aber auch damals folgte er mehr seinem eigenen Gutdünken, als dem Rat der Ärzte, die ihm beinahe verhasst waren, weil sie ihm rieten, dem Braten, den er zu speisen pflegte, zu entsagen und sich an gesottenes Fleisch zu halten. Beständig übte er sich im Reiten und Jagen, wie es die Sitte seines Volkes war: denn man wird nicht leicht auf Erden ein Volk finden, das sich in dieser Kunst mit den Franken messen könnte. Sehr angenehm waren ihm auch die Dünste der warmen Quellen; er übte seinen Leib fleissig im Schwimmen und verstand das so trefflich, dass es ihm keiner darin zuvor tat. Darum erbaute er sich

auch zu Aachen ein Schloss und wohnte in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode beständig darin. Und nicht bloss seine Söhne, sondern auch die Vornehmen und seine Freunde, nicht selten auch die ganze Schar seines Gefolges und seiner Leibwächter lud er zum Bade, so dass bisweilen hundert Menschen und darüber zusammen badeten.

Cap. 23. *ibid.* tom. II, p. 455, 456.

Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leib trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wamms, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füsse mit Schuhen, und schützte mit einem aus Fischotter- und Zobelpelz gefertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen blauen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenge von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei besonderen Festlichkeiten, oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und liess sie sich niemals anlegen, nur zu Rom kleidete er sich einmal nach dem Wunsch des Papstes Adrian und ein zweites Mal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo in die lange Tunika und Chlamys und zog auch römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen, den Mantel durch eine goldene Spange zusammengehalten, auf dem Haupte ein aus Gold und Edelsteinen gefertigtes Diadem, einher; an anderen Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

Cap. 24. *ibid.* tom. II, p. 456.

In Speise und Trank war er mässig, mässig jedoch noch im Trank, denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen aufs äusserste, geschweige denn an sich und den Seinigen. Im Essen jedoch konnte er nicht so enthaltsam sein, vielmehr klagte er häufig, dass das Fasten seinem Körper schade. Höchst selten gab er Gastereien und nur bei besonderen

festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Gesellschaft. Auf seine gewöhnliche Tafel liess er nur vier Gerichte auftragen ausser dem Braten, den ihm die Jäger am Bratspiess zu bringen pflegten und der ihm lieber war als jede andere Speise. Während der Tafel hörte er gern Musik oder einen Vorleser. Er liess sich die Geschichten und Taten der Alten vorlesen; auch an den Büchern des heiligen Augustinus hatte er Freude, besonders an denen, die „vom Staate Gottes“ betitelt sind. Im Genuss des Weins und jeglichen Getränkes war er so mässig, dass er über Tisch selten mehr als dreimal trank. Im Sommer nahm er nach dem Mittagessen etwas Obst zu sich und trank einmal, dann legte er Kleider und Schuhe ab, wie er es bei Nacht tat, und ruhte zwei bis drei Stunden. Nachts unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er nicht bloss aufwachte, sondern auch aufstand. Während er sich ankleidete, liess er nicht allein seine Freunde vor, sondern, wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsstreite sprach, der nicht ohne seinen Ausspruch entschieden werden könne, so hiess er die streitenden Parteien sofort hereinführen und sprach nach Untersuchung des Falles das Urteil, als sässe er auf dem Richterstuhl; und das war nicht das einzige, sondern was es für diesen Tag von Geschäften zu tun und seinen Beamten aufzutragen gab, das besorgte er zu dieser Stunde.

Cap. 25. *ibid.* tom. II, p. 456, 457.

Reich und sicher floss ihm die Rede vom Munde und was er wollte, konnte er leicht und klar ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder Sprachen grossen Fleiss: im Lateinischen brachte er es so weit, dass er es wie deutsch sprach, das Griechische aber konnte er besser verstehen, als selber sprechen. Dabei war er so beredt, dass er fast geschwätzig erscheinen konnte. Die edlen Wissenschaften pflegte er mit grosser Liebe, die Meister in denselben schätzte er ungemein und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik nahm er Unterricht bei dem Diakonus Petrus von Pisa, einem hochbejahrten Mann, in den übrigen Wissenschaften liess er sich von dem Diakonus Albinus, mit dem Beinamen Alkoin, unter-

weisen, einem in allen Fächern gelehrten Mann, der von sächsischem Geschlechte war und aus Britannien stammte. In dessen Gesellschaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um sich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunst zu rechnen und erforschte mit emsigem Fleiss und grosser Wissbegierde den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte desswegen Tafel und Büchlein im Bett unter dem Kopfkissen mit sich umherzuführen, um in müssigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen. Indess brachte er es hierin mit seinen Bemühungen nicht weit, da er es zu spät angefangen hatte.

Cap. 26. *ibid.* tom. II, p. 457.

Der christlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugegan. Darum erbaute er auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und schmückte es mit Gold und Silber, und mit Leuchtern und mit ehernen Gittern und Türen. Da er die Säulen und den Marmor für die Kirche anderswoher nicht bekommen konnte, liess er sie aus Rom und Ravenna herbeischaffen. Morgens und abends, auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Messe besuchte er fleissig die Kirche, wenn es ihm sein Befinden erlaubte; und er liess es sich sehr angelegen sein, dass alle gottesdienstlichen Verrichtungen mit möglichst grosser Würde begangen wurden und gar häufig ermahnte er die Küster, dass sie nichts schmutziges und ungebührliches in die Kirche bringen oder darin bleiben liessen. Die heiligen Gefässe liess er aus Gold und Silber anfertigen und sie, sowie die priesterlichen Gewänder, in so grosser Anzahl anschaffen, dass nicht einmal die Türsteher, die doch den untersten kirchlichen Grad bilden, beim Gottesdienst in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu erscheinen brauchten. Auf die Verbesserung des Lesens und Singens in der Kirche wandte er grosse Sorgfalt. Denn in beiden Dingen war er sehr unterrichtet, wenn er auch selbst nicht öffentlich las und nur leise und im Chor sang.

Cap. 27. *ibid.* tom. II, p. 457.

In der Pflege der Armen und in ihrer Unterstützung durch Almosen bewies er vielen frommen Eifer und das nicht bloss

in seinem Land und Reich, sondern auch weit übers Meer pfl egte er Geld zu schicken, nach Syrien, Ägypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandria und Karthago, wenn er hörte, dass Christen daselbst in Dürftigkeit lebten und sprang ihnen so in ihrer Not bei. Desswegen vornehmlich bewarb er sich auch um die Freundschaft der Könige jenseits des Meeres, damit er den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen Erleichterung und Hülfe zufl iessen lassen könnte. Vor allen andern heiligen Stätten ehrte er die Kirche des heiligen Apostels Petrus zu Rom, deren Schatz er mit viel Gold, Silber und Edelsteinen bereicherte. Den Päpsten machte er viele und reiche Geschenke und nichts lag ihm während seiner ganzen Regierung so sehr am Herzen, als dass die Stadt Rom durch seinen Eifer und Beistand wieder zu ihrem alten Ansehen gelange und die Kirche des heiligen Petrus dadurch nicht allein in sicherem Schutz und Schirm, sondern auch vor allen anderen Kirchen reich und mächtig sei. So hoch er sie aber auch ehrte, so kam er während der sieben- und vierzig Jahre seiner Regierung doch nur viermal nach Rom, um daselbst seine Andacht zu verrichten.

Thegani vita Hludowici Imperatoris. (Zu Lebzeiten
des Kaisers verfasst.)

Cap. 19. (Mon. Germ. Scr. tom. II, p. 594, 595.)

Von da zurückkehrend kam der Kaiser nach seinem Sitz zu Aachen. Er nahm aber von Tag zu Tag zu an heiligen Tugenden, was aber aufzuzählen zu weit führen würde.

Er hatte eine mässig hohe Gestalt, grosse, helle Augen, ein leuchtendes Antlitz, eine lange und gerade Nase, Lippen, die weder zu dick noch zu dünn waren, eine starke Brust, breite Schultern, sehr starke Arme, so dass ihm niemand im Bogenschüssen oder Lanzenwerfen gleichkam; seine Hände waren lang, seine Finger gerade, seine Beine lang und nach Verhältnis dünn, seine Füsse lang, seine Stimme männlich. In der lateinischen und griechischen Sprache war er wohl unterrichtet; jedoch verstand er die griechische besser, als er sie sprach; die lateinische aber war ihm so geläufig wie seine Muttersprache.

In allen Schriften aber kannte er den geistlichen und sittlichen Sinn, sowie die höchste (mystische) Bedeutung aufs beste.

Die heidnischen Dichtungen, welche er in der Jugend gelernt hatte, verschmähte er und wollte sie weder lesen, noch hören, noch lehren.

Er war stark von Gliedern, gelenkig und tätig; schwer zum Zorn, leicht zum Mitleid beweglich. So oft er sich täglich zum Gebet in die Kirche begab, beugte er immer die Kniee und berührte mit der Stirn den Fussboden, lange demütig betend, manchmal unter Tränen; und immer zierten ihn alle guten Sitten. So freigebig aber war er — wie man weder in alten Büchern noch in neuerer Zeit gehört hat — dass er die königlichen Güter, welche sein Vater, Grossvater und Urgrossvater besessen hatten, seinen Getreuen zum ewigen Besitztum gab und Urkunden darüber ausstellte und durch Aufdrücken seines Ringes, sowie Unterschrift mit eigener Hand bekräftigte. Denn das war er schon lange gewohnt zu tun.

Im Genuss von Speise und Trank war er mässig und im Anzug einfach. Niemals prangte er in goldenem Gewand, ausser bei den grössten festlichen Gelegenheiten, wie es seine Vorfahren zu tun pflegten. An solchen Tagen trug er, ausser dem Hemd und den Hosen, nur Goldstoffe, eine goldene Tunika, einen goldenen Gurt und ein von Gold glänzendes Schwert, goldene Beinschienen und einen golddurchwirkten Mantel; auf dem Haupte trug er eine goldene Krone und in der Hand hielt er einen goldenen Stab. Niemals erhob er seine Stimme zum Gelächter, und selbst wenn bei grossen Festen zum Vergnügen des Volks Schauspieler, Possenreiser und Mimen mit Flötenbläsern und Zitherspielern bei Tisch vor ihm erschienen, und das Volk nach dem Mass in seiner Gegenwart lachte, zeigte er nicht einmal die weissen Zähne beim Lachen. Täglich vor der Mahlzeit teilte er an die Armen Almosen aus, und wo er sich aufhielt, hatte er Hospitäler um sich.

Im Monat August aber, wenn die Hirsche am fettesten sind, lag er der Jagd ob, bis die Zeit der Eber kam.

Cap. 20. *ibid.* tom. II, p. 595.

Alles tat er mit Klugheit und Vorsicht, nichts ohne Untersuchung, nur dass er vielleicht seinen Räten mehr vertraute als

nötig war; daran war aber seine Beschäftigung mit dem Psalmen-
gesang und sein anhaltendes Lesen schuld, und etwas anderes,
was aber nicht von ihm herrührte. Denn schon lange bestand
diese verderbliche Gewohnheit, dass aus den niedrigsten
Knechten die höchsten Bischöfe wurden: diesem tat er keinen
Einhalt.

Vita S. Galli. (St. Gallus, Gründer des Klosters St. Gallen;
Anfang des 7. Jahrhunderts. Lebensbeschreibung aus dem 8. Jahr-
hundert von Wettii; Überarbeitung von Walahfrid, Abt von
Reichenau, Anfang des 9. Jahrh. Letztere Bearbeitung ist
nur vorhanden.)

Lib. I. cap. 1. (Mon. Germ. Scr. tom. II, p. 5.)

Es war ein Mann von edler Abkunft und mehr noch durch
sein treffliches Leben leuchtend, den Gallus zu benennen die
ehrwürdigen Altvordern uns überliefert haben. . . . Unter diesen
zeichnete sich der vorgenannte Knabe durch Demut und ernstes
Wesen aus, indem er, seinem Lehrer in den göttlichen Be-
strebungen folgend, jetzt schon das Vergängliche der Welt miss-
achtete und seinen Brüdern überall den Weg zum himmlischen
Reiche wies. Als er nämlich mit der Gnade Christi das er-
forderliche Alter erreicht hatte, beschrift er auf die Ermahnungen
seiner geistigen Brüder und den Antrieb des vorgenannten
Vaters hin, mit demütigem Widerstreben, jedoch dem Beispiele
Christi gehorsam, die Stufe des Priestertums; in diesem zeichnete
er sich durch Fortschritte aus, da er sich selber Christus als
ein beständiges Opfer darbrachte und schon von diesem An-
fange her erzählt man offenkundige Wunder.

Vita S. Othmari. (Othmar, Abt von St. Gallen, † 759. Lebens-
beschreibung von Gozbert, Abt von St. Gallen, auch überarbeitet
von Walahfrid, Abt von Reichenau; aus der ersten Hälfte des
9. Jahrhunderts.)

Cap. 1. (Mon. Germ. Scr. tom. II, p. 41.)

Othmar, ein Spross des alamannischen Volksstammes, wurde
im Knabenalter von seinem Bruder nach Chur in Rätien geführt

und blieb lange Zeit zur Dienstleistung bei Victor, dem Grafen jenes Landtheiles. Ausgezeichnet durch seine Kenntniss in den Wissenschaften, Anhänger der Tugend und geschmückt mit löblichen Sitten, betrat er die Stufe des Priestertums. . . .

Cap. 2. *ibid.* tom. II, p. 42.

Nach diesen Andeutungen sei es uns erlaubt, die Heiligkeit seines Lebens in Kürze durchzugehen, damit es allen vollständig klar werde, durch welche Fortschritte er diesen Ruhm erlangt habe. Othmar war ein grosser Anhänger der Sparsamkeit und kreuzigte seinen Körper durch sehr häufiges Enthalten von Speisen, so dass er es an den kirchlichen und ordensmässigen Fasten öfters zwei Tage lang fortsetzte. Bewaffnet mit diesen Schilden gegen die Geschosse der Versuchungen, liebte er Nachtwachen und verscheuchte durch unausgesetztes Gebet die geistigen Ausschweifungen. Vorzüglich begabt mit der Gnade der tiefsten Demut, liebte er die freiwillige Armut so sehr, dass er irdischen Glanz auf alle Weise floh. Wenn die Notwendigkeit eine Reise zum Nutzen des Klosters erforderte, hatte er die Gewohnheit, auf dem geduldigen Rücken eines armseligen Esels zu reiten. Ausserdem besass er eine so grosse Sorgfalt für die Armen, dass er ihre Pflege lieber selbst verrichtete, als durch andere ausüben liess. In jenem Werke der Barmherzigkeit aber, welches Almosengeben genannt wird, war ihm kaum ein zweiter zu vergleichen. Denn zur Aufnahme von Aussätzigen, welche in der Regel von den übrigen Menschen getrennt blieben, baute er nicht weit vom Kloster, ausserhalb der Wohnungen, in denen die übrigen Armen untergebracht wurden, ein kleines Spital, und wendete ihnen auf alle Weise seine Pflege so ernstlich zu, dass er auch in den nächtlichen Stunden oft das Kloster verliess und seine Sorge ihrer Schwachheit mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Demut widmete. Er reinigte nämlich ihre Köpfe und Füsse, säuberte die eiternden Wunden mit eigenen Händen und reichte die notwendigen Nahrungsmittel dar, immer im Geiste jenen Ausspruch erwägend, mit welchem einst der gerechte Richter die Barmherzigen anreden wird. . . . Ihn hatte ein solcher Eifer für Mildtätigkeit völlig ergriffen, dass, wenn er einen Notleidenden in schimpflicher

Nacktheit erblickte, er öfter seine Kleider auszog und damit die Glieder der Elenden bedeckte; bisweilen kehrte er auf diese Weise ohne Obergewand in blosser Kappe zum Kloster zurück. Denn er wollte lieber durch Geringschätzung des gegenwärtigen Prunkes zum Kleide ewiger Unvergänglichkeit gelangen, als durch Unterlassung eines guten Werkes die Schmach künftiger Nacktheit erleiden.

Vita Leobae abbatissae Biscofesheimensis auctore
Rudolfo Fuldensi. (Leoba, Äbtissin von Bischofsheim † 785.
Nach 836 abgefasst.)

Cap. 7. (Mon. Germ. Scr. tom. XV, I, p. 124, 125.)

Es wuchs also das Mädchen heran, von der Äbtissin und allen Schwestern mit so grosser Sorgfalt erzogen, dass sie nichts anderes als das Kloster und der himmlischen Lehre Studien kennen lernte. Nicht durch abgeschmackte Scherze wurde sie ergötzt, nicht war es ihr vergönnt, an den inhaltslosen Geschichten der Jungfrauen mit teilzunehmen, sondern in sehnsüchtiger Liebe zu Christus entbrennend, war ihr Geist stets bereit das Wort Gottes zu hören oder zu lesen, und indem sie das Gehörte oder Gelesene ihrem Gedächtnis anvertraute, bewahrte sie in Leben und Wandel den Nutzen der Lehren. Im Genuss von Speise und Trank war sie so mässig, dass sie die Feinheiten und Lockungen prächtiger Mahlzeiten verachtete, mit dem was ihr gereicht wurde, zufrieden war und nichts weiter begehrte. Sie betete anhaltend, wissend, dass beim Apostel geschrieben steht: „Ohne Unterlass mögen die Gläubigen beten“. Wenn sie nicht las, arbeitete sie mit den Händen an dem ihr Aufgetragenen, da sie gelernt hatte, dass, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Auf das Lesen aber und auf das Anhören der heiligen Schriften wandte sie mehr Fleiss als auf der Hände Arbeit, eifrig bestrebt, das Gelesene oder Gehörte nicht dem Gedächtnis entschlüpfen zu lassen, sondern die Lehren des Herrn bewahrend, war sie daran gewöhnt, sich ihrer immer bei Vollziehung ihrer Arbeiten zu erinnern. Da sie so ihr Leben einrichtete, wurde sie von allen Schwestern in reiner Zuneigung geliebt, und von allen lernend und allen gehorchend, strebte sie jeder einzelnen

besondere Vorzüge nachzuahmen, indem sie der Enthaltbarkeit dieser, der Heiterkeit jener nacheiferte, die Milde jener, die Geduld einer anderen, die Sanftmut einer dritten bewunderte, dieser im Wachen, jener im Lesen gleichzukommen sich bemühte. Vor allem aber befeissigte sie sich der Liebe, da sie wusste, dass ohne diese die anderen Tugenden nichts seien.

Cap. 11. (Mon. Germ. Scr. tom. XV, 1, p. 126.)

Sie war nämlich eine Frau von grossen Tugenden und von solcher Kraft beim Ergreifen ihrer Absichten gestärkt, dass sie weder ihres Vaterlandes, noch ihrer Verwandten gedachte, sondern alles Streben auf das von ihr begonnene Werk wandte, um sich selbst Gott untadelig zu erweisen und allen ihren Untergebenen in jedem Wort und jeder Handlung ein Bild des Heils zu sein. Immer hütete sie sich, etwas anderes zu lehren, als was sie selbst getan. Nicht Anmassung, nicht Übermut beherrschte ihren Charakter, sondern ohne Unterschied der Person erzeugte sie sich allen leutselig und gütig. Sie glich im Aussehen einem Engel, ihre Rede war angenehm, ihr Geist klar, ihre Tatkraft gross, ihr Glauben allein seligmachend, in der Hoffnung war sie geduldig, in der Liebe mitteilend, und, obschon sie immer ein heiteres Angesicht hatte, wurde sie nie von zu grosser Lustigkeit zum Lachen hingerissen. Eine Verwünschung hörte man nie aus ihrem Munde hervorgehen, niemals ging die Sonne über ihrem Zorn unter. Im Genuss von Speise und Trank, den sie anderen mit grösster Humanität gestattete, war sie selbst am bescheidensten, so dass ihr Kelchlein, aus dem sie zu trinken pflegte, seiner Kleinheit wegen „der Geliebten Kleiner“ von den Schwestern genannt wurde. Der Beschäftigung des Lesens lag sie mit solchem Eifer ob, dass, wenn sie nicht mit Beten beschäftigt war, oder ihren schwachen Körper durch Nahrung oder Schlaf stärkte, niemals das heilige Buch aus ihren Händen kam, denn da sie von klein auf in den Anfangsgründen der Grammatik und der anderen freien Künste unterrichtet war, strebte sie in grossem Eifer und in hohem Sinnen darnach, auch in der geistlichen Wissenschaft Vollendung zu erlangen, um, da durch die Übereinstimmung ihres Geistes mit dem Gelesenen das Gut der Natur und des Fleisses verdoppelt, so klug als möglich zu werden.

Indem sie die Bücher des alten und des neuen Testaments mit eifrigem Sinn durchlas, prägte sie die göttlichen Vorschriften dem Gedächtnis ein, allein sie fügte auch die Aussprüche der heiligen Väter und die kanonischen Beschlüsse, sowie des ganzen kirchlichen Gemeinwesens Rechtssätze dem reichen Schatze ihrer Bildung zu. Dabei bewahrte sie in allen Handlungen und Anordnungen die grösste Diskretion, immer berücksichtigte sie bei einem Unternommenen auch das Ende, damit nicht etwas töricht Angefangenes ihr durch Nichtvollendetsein Reue erwecke. Weil sie auch wusste, dass zum Gebet und zur eifrigen Lektüre Neigung des Geistes durchaus nötig sei, gewöhnte sie sich im Wachen und in der Ausübung der anderen Tugenden Mass zu halten. Obschon sie immer ein wenig ruhte, so tat sie sowohl als die anderen es namentlich den ganzen Sommer hindurch nach dem Mittagessen, und nie gab sie zu, dass eine von ihnen dessen ungeachtet wachen wollte, da sie behauptete, nach genossenem Schlaf werde der Sinn geschärft, vorzüglich zum Lesen. Ihr jedoch musste, während sie schlief, sei es des Nachts oder am Mittage, stets die heilige Schrift neben ihrem Bette, der Sitte gemäss, vorgelesen werden. Dieses Amt versahen die jüngeren Mädchen abwechselnd ohne Beschwerde, und ein Wunder ist es zu sagen, sie konnten kein Wort, oder auch nur eine Silbe während des Lesens übergehen, ohne dass sie nicht von ihr, obschon sie schlief, darauf aufmerksam gemacht wurden. Denn wie sie selbst, denen dies Amt übertragen war, nachher bekundeten, hätten sie, wenn sie sie in festen Schlaf versenkt erblickt hätten, mit Fleiss versucht im Lesen Fehler zu machen, aber niemals wäre es ihnen unentdeckt hingegangen . . . Die Tugend der Niedrigkeit bewahrte sie mit solchem Eifer, dass, obschon sie durch das Verdienst ihrer Heiligkeit und durch ihr Lehramt den übrigen vorgezogen war, sie dennoch in ihrem Herzen sich für die Niedrigste aller hielt, es mit ihrem Munde bekannte und durch ihre Haltung bewies. Gastfreundschaft aber beobachtete sie in ausserordentlicher Weise, denn allen ohne Unterschied öffnete sie ihr Haus, bereitete ihnen als sorgsame Mutter das Mahl, wusch allen mit ihren eigenen Händen die Füsse; der göttlichen Einrichtung Wächterin und Dienerin zugleich.

Anskarii vita S. Willehadi. (Willehad, † 789 als Bischof von Bremen. (Die Biographie soll von Anskarius [† 865], dem Apostel des Nordens verfasst worden sein.)

Cap. 1, 8, 9. (Mon. Germ. Scr. tom. XV, 1, p. 124, 125.)

Cap. 1. Es war also der ehrwürdige Mann Willehad, dem Volke der Angeln angehörend, ein Nordhumberländer. Von Kindheit an der Gottesgelehrsamkeit sich widmend und in der heiligen Wissenschaft unterwiesen, begann er voll Eifers dem Dienste Gottes sich zu weihen und zeigte sich, indem er Tag und Nacht fastete, wachte und betete, als Verehrer des allmächtigen Gottes. Er betrug sich so ehrbar und tugendhaft, dass er bei allen seinen Landsleuten und Nachbarn beliebt und von allen gelobt wurde. So ward denn auch, als er zu den gehörigen Jahren gekommen war, die Gunst, in der er bei allen stand, bei der Wahl offenbar, durch welche er zur Würde eines Priesters erhoben wurde. Auf dieser Bahn aber war er durch Heiligkeit des Wandels und durch rühmlichste Ausübung guter Werke sich stets mehr und mehr zu fördern und weiter zu kommen bemüht.

Cap. 8. . . . Nach Empfang der bischöflichen Weihe aber begann er sich in allen noch eifriger zu benehmen und in erhöhtem Masse die Tugenden zu üben, wodurch er sich bisher schon so verdient gemacht hatte.

Cap. 9. Von Jugend auf war er nämlich sehr mässig und diente schon als Kind Gott dem Allmächtigen voll Eifers. Wein und Meth, sowie alle berauschenden Getränke mied er. Seine Nahrung bestand in Brot und Honig, Gemüse und Obst; denn sowohl des Fleisches als der Milch und der Fische enthielt er sich; ausser dass der erwähnte Papst Adrian ihm in seiner letzten Lebenszeit wegen häufiger körperlicher Schwächen befahl Fische zu geniessen. Ihm gehorchend, begann er in diesem Stücke etwas weniger strenge gegen sich zu sein. Ferner verging fast kein Tag, ohne dass er die Feier der heiligen Messe mit vielen Tränen und ganz zerknirschem Herzen beging. Unablässig widmete er sich dem Lesen und Durchforschen der heiligen Schrift. Voll Eifers betrieb er auch das Singen der Psalmen, so dass er fast täglich einen, mitunter oft auch zwei,

ja drei Psalter absang. Diese und ähnliche gute Werke waren seine Stütze, diese setzten ihn in den Stand, sich der Gemeinde als ein grosses Beispiel göttlicher Gnade darzustellen. So war seine Lehre doppelt eindringlich, da er durch sein Beispiel bestätigte, was sein Mund predigte. Der heilige Mann reiste in seinem ganzen Sprengel umher, er befestigte die früher getauften Christen im Glauben, und rührte durch seine Predigt die irrenden Herzen gar vieler, so dass sie den Weg des Heils betraten. Auch baute er zu Bremen ein Gotteshaus von wunderbarer Schönheit.

Vitas S. Anskarii a Rimberto et alio discipulo Anskarii conscripta. (Anskar, Erzbischof von Hamburg. † 865. Verfasst nach seinem Tode von Rimbart, seinem Nachfolger und einem anderen Schüler des verstorbenen Meisters.)

Cap. 35. Vom Leben und Wandel unseres heiligsten Vaters Ankar. (Mon Germ. Scr. tom. II, p. 717—719.)

In der Tat, da wir von Anskars Sendamt und seiner Sorge um die Seelenrettung anderer bereits viel geredet haben, so ist es jetzt an der Zeit zu schildern, wie er mit sich selbst in bezug auf die Heilsarbeit an seiner eigenen Seele verfuhr, und wie er aus Gottesfurcht seinem Körper unablässig zusetzte. Wie er nun im Kloster bei euch durch jegliche Mässigkeit und durch andächtige Hingebung sich hervortat, das brauche ich euch nicht zu erzählen, da ihr es am besten wisst; doch habe ich gehört, dass er schon als Jüngling und kaum im Anfange der Mannesjahre reife Männer und hochbejahrte Greise zur Bewunderung und zur Nachahmung hinriss. Als er aber die Würde eines Bischofs bei uns erlangt hatte, da strebte er, was er im Kloster begonnen, auf alle Weise zu erweitern, war auch bemüht, das Leben aller Heiligen, zumal jedoch das des heiligen Martin nachzuahmen. Er trug ein härenes Gewand auf blossem Leibe, und das nicht bloss am Tage, sondern auch des Nachts. Auch suchte er, wie er das in dem Leben des heiligen Martin gefunden hatte, vor allem mit dem grössten Eifer durch die Predigt des göttlichen Wortes dem Volke zu nützen. Mitunter jedoch liebte er es, in der Einsamkeit sich selbst in göttlicher Weisheit zu üben. Zu diesem Behufe hatte er sich eine passende Zelle bauen lassen,

die er sein Ruhheim oder Trostborn*) zu nennen pflegte. Hier hielt er sich mit wenigen zusammen auf; hier wohnte er, so oft er von der Predigt, den kirchlichen Handlungen und den Belästigungen der Heiden frei war, für sich; so jedoch, dass er die eigene Bequemlichkeit und die Liebe zur Einsamkeit stets dem Wohle der ihm anvertrauten Herde unterordnete. Ferner, so lange er noch einigermaßen Jugendkraft besass, genoss er gar oft des Brotes nur nach dem bestimmten Gewichte, sowie das Wasser nach dem festen Masse, besonders so lange es ihm vergönnt war der Einsamkeit sich zu erfreuen. In dieser Zeit aber wurde er, wie er selbst bekannt hat, in nicht geringem Grade vom Geiste des Hochmuts versucht. Es trachtete nämlich der Feind des Menschengeschlechtes mit dieser Pest sein Gemüt anzustecken: er dünkte sich nach seiner Meinung etwas Grosses zu sein, weil er so enthaltsam sei. Darüber aber wurde er traurig und wandte sich mit allen Kräften seines Herzens an Gott, und flehte, er möge ihm nach seiner Liebe und Güte von dieser allergefährlichsten Gottlosigkeit befreien . . . Als er aber ins Greisenalter eintrat, vermochte er nicht mehr so sehr der Speise sich zu enthalten; sein Getränk jedoch war stets Wasser, nur dass er, mehr um eiteln Ruhm zu meiden, als um einigen Wohlgeschmacks willen, dem Wasser, welches er trinken wollte, etwas Wein beimischte. Weil er indess in seinem höheren Alter die gewohnte karge Lebensweise nicht fortsetzen konnte, so suchte er das durch Almosen und Gebete, sowie durch viele andere gute Werke zu ersetzen. Aus diesem Grunde kaufte er z. B. viele Gefangene los, denen er die Freiheit schenkte. Einige derselben jedoch, die dazu fähig zu sein schienen, liess er in der Gottesgelehrsamkeit unterweisen, um sie zum Dienste Gottes zu erziehen. Wie sehr er ferner sich beeiferte, sich Gott zu Liebe in der Andacht zu fördern, beweisen dicke Bände in unserem Bewahrsam, die er mit eigener Hand in Wortzeichen geschrieben hat. . . . Doch war ihm das alles noch immer nicht genug: er wollte sein ganzes Leben in Trauer und Tränen hinbringen. Denn obwohl ihm die Zerknirschung seines Herzens häufig Tränen entlockte, so schienen diese ihm doch niemals genug zu sein;

*) *Quietum locum et amicum maerori.*

erst in seinem letzten Lebensjahre erlangte er von Gott auch die langersehnte Gnadengabe, dass er weinen konnte so oft er wollte. Ferner stellte er aus allen, Zerknirschung des Herzens bewirkenden Stellen der heiligen Schrift für alle Psalmen ein, einem jeden Psalm angepasstes Gebet zusammen. Dies Werk pflegte er gemeiniglich seine „Würze“ zu nennen, um sich den Genuss der Psalmen dadurch zu versüssen. In diesen Gewürzen nämlich kümmerte er sich nicht um den wörtlichen Text, sondern erstrebte nur die Zerknirschung des Herzens. In ihnen preist er bald Gottes Allmacht und Gerechtigkeit, bald tadelt und schmäh't er sich selbst, bald preist er die Heiligen selig, die Gott gehorsam sind, bald beklagt er die Unglücklichen und Sünder. Er erklärte stets, er selbst sei geringer denn diese alle. Diese Sätze aber pflegte er, wenn andere mit ihm Psalmen sangen, jedesmal, wenn ein Psalm zu Ende war, allein still für sich herzumurmeln, und wollte sie keinem mitteilen. . . . Während er aber Psalmen sang, pflegte er häufig Handarbeit zu verrichten; er verfertigte damals nämlich Netze. In bezug auf die Psalmen aber hatte er besondere Ordnung, indem er bestimmt hatte, welche er des Nachts, welche er des Tags sang, während er sich zum Singen der Messe vorbereitete, oder wenn er, nachdem er sich die Schuhe ausgezogen hatte, zu Bette gehen wollte. Des Morgens aber, während er sich die Schuhe anzog und sich wusch, sang er eine Litanei; dann ging er in die Kirche und liess drei oder vier Messen lesen, indem er selbst dabei stand und den Dienst versah. Zur bestimmten gehörigen Tageszeit aber sang er selbst die öffentliche Messe ab, wenn ihn nicht Unpässlichkeit hinderte, wo nicht, hörte er sie wenigstens. Wie freigebig er im Almosengeben war, wer vermöchte das auszusprechen? Er wünschte alles, was er hatte, denen zu schenken, die nach Gottes Willen Not litten. Wo er einen Bedrängten wusste, suchte er ihm zu helfen so viel er konnte und nicht in seinem Sprengel allein, sondern in weit entlegenen Gegenden leistete er Hilfe und Unterstützung. Namentlich aber hatte er ein Armenhospital in Bremen angelegt, welchem er die Zehnten von einigen Dörfern überwies, mit der Bestimmung, dass daselbst ausser der täglichen Aufnahme von Armen auch Krankenpflege geübt werden sollte. Durch sein ganzes Bistum gab er den

Zehnten von Tieren und allen Renten, sowie den Zehnten von den Zehnten, die ihm zufielen, zu Gunsten der Armen her, und von allem Gelde oder was er irgend an Zinsen einnahm, gab er zum Vorteil der Armen wieder den Zehnten. Überdies liess er alle fünf Jahre von allen Tieren, wenn sie auch vorher schon gezehntet waren, doch zu Almosen wiederum von neuem den Zehnten erheben. Auch von dem Gelde, welches in den Klosterkirchen einging, hatte er den vierten Teil zu diesem Zwecke bestimmt. Für Unmündige und Witwen aber trug er eifrigst Sorge, und wo er Einsiedler und Einsiedlerinnen kannte, da war er darauf bedacht, sie durch häufige Besuche und Geschenke im Dienste Gottes zu stärken und ihnen durch die nötigen Unterstützungen zu helfen. Auch trug er stets an seinem Gürtel einen Beutel mit Geld, um, wenn ein Bedürftiger kam und sein Almosenier gerade nicht da war, selbst unverzüglich etwas geben zu können. Er trachtete nämlich jenes Wort des heiligen Hiob so genau zu befolgen, dass er keiner einzigen Witwe Augen warten lassen wollte. Darum trachtete er auch darnach, des Blinden Auge, des Lahmen Fuss, den Armen ein Vater zu sein. Zur Fastenzeit liess er zu Bremen täglich vier Arme speisen, zwei Männer und zwei Frauen. Den Männern wusch er auch selbst mit den Brüdern die Füsse, den Frauen leistete an seiner Statt in den Bremer Armenhospitale eine dem Dienste Gottes geweihte Frau, welche er selbst in der Liebe zum Herrn und im Eifer fürs Christentum bewährt befunden hatte, diesen Dienst. So oft er ferner die einzelnen Pfarreien als Bischof bereiste, liess er stets, ehe er zu Tische ging, die Armen hereinführen und reichte ihnen selbst, nicht allein das Wasser zum Waschen der Hände, sondern er mischte auch dasselbe, nachdem er ihnen geweihte Speisen geschenkt, selbst mit Wein, und erst wenn der Tisch vor sie hingestellt war, ging er mit seinen Gästen zum Mahle. . . .

Ergebnisse.

Im vorhergehenden Kapitel war das Idealbild eines Bischofs des 6. und 7. Jahrhunderts, vornehmlich nach Gregor von Tours gezeichnet worden, und nach eingehender Betrachtung der

Charakteristik der Geistlichen des 8. und 9. Jahrhunderts muss man zu der Überzeugung kommen, dass die Norm, wonach man die Persönlichkeit der höheren und niederen Geistlichkeit schilderte, im wesentlichen dieselbe geblieben ist, Abweichungen nur durch einen gelegentlich ausgeprägteren Stil und die besondere Hervorhebung asketischer Handlungen zu bemerken sind. Zwar wurde schon hier und da von einem Geistlichen des 6. und 7. Jahrhunderts Askese gerühmt, nie wird sie aber in den Lebensbeschreibungen der Diener der Kirche des 8. und 9. Jahrhunderts fehlen: ohne Askese konnte man sich keinen wahrhaft aufrichtigen Gottesdiener denken! Um zu einer reinen Gottesanschauung zu gelangen, war ein völliges Entsagen aller irdischen Güter unbedingt nötig und dieses konnte nur in der Einsamkeit, fern von dem Getriebe der sündhaften Welt, erreicht werden. Zu dieser religiösen Weltflucht gehörte aber vor allem ein dazu empfänglicher Geist und Körper, und es ist daher wohl verständlich, dass man den Kleriker schon als Kind auf die Mühseligkeiten seines zukünftigen Lebens vorbereitete, weshalb er meist als Wunderkind, sowohl in körperlicher, als auch in geistiger Hinsicht erscheint.*) Nicht genug, dass ein Kind schon an und für sich rein und keusch ist, nein, es werden bei ihm die keuschen Tugenden neben den geistigen Fähigkeiten ganz besonders hervorgehoben. So kann Willibald die „bewunderungswürdige Wissenskraft“ des Knaben Bonifatius nicht genug rühmen und begeistert ruft er aus: „er war reich an grosser und unaussprechlicher Geistesgrösse!“ Ebenso weiss Alkuin von Willibrord zu erzählen, dass der gutgeartete Knabe in solcher Weise täglich so grosse Fortschritte machte, dass er die zarten Kinderjahre durch den Ernst seines Benehmens und den Eifer und die Lernbegier überschritt und alt in seinem Sinne wurde. Wetti spendet dem jungen Gallus folgendes Lob: „Unter diesen (seinen Mitschülern) zeichnete sich der Knabe durch Demut und ernstes Wesen aus, indem er seinen Lehrern in den göttlichen Bestrebungen folgend, jetzt schon das Vergängliche der Welt missachtete und seinen Brüdern überall den Weg zum himmlischen

*) Benedict von Nursia war schon als Kind von 14 Jahren seinem Elternhaus entflohen, um in der Einsamkeit zu leben.

Reiche wies.“ Die Lebensbeschreibung der Leoba ist nicht allein ein langes Loblied des damaligen Nonnenideals, sondern man gibt auch dem Kinde schon alle die hervorragenden Tugenden, die es später als entwickeltes Weib entfaltet, und Willehad diente schon als Kind Gott dem Allmächtigen voll Eifers. Der jugendliche Anskar reisst sogar reife Männer und hochbejahrte Greise zur Bewunderung und Nachahmung hin.

Kam nun gleichsam der Mensch mit all den ausgezeichneten Eigenschaften auf die Welt, wie musste er erst nach jahrelangem, ergebnem Leben nach den frommen Regeln der Väter beschaffen sein?

Wie schon eingangs erwähnt, ist das Leben der abendländischen Geistlichen reich an asketischen Zügen, die aber, während sie früher nur vereinzelt auftreten, erst seit Benedict von Nursia (um 480—543) als feststehende Regel in Aufnahme kamen. Diese Lehren und asketischen Satzungen des ersten occidentalischen Reformators des Mönchswesen haben sich aber verhältnismässig langsam verbreitet,*) kaum überschritten sie zu seinen Lebzeiten die Grenzen des heutigen Italiens. Erst im 7. Jahrhundert finden sie Aufnahme in England, wo Winfrid von York († 709) und Benedict Biscop (690) die Vermittler dieser Regeln wurden, viel später noch dringen sie in Frankreich ein. Inzwischen war der Iroschotte Columban, der eine noch grössere Weltflucht und intensivere Bekämpfung der Sinnlichkeit nach Art der orientalischen Asketen anbahnte, im letzten Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts nach dem Festland gekommen, dessen Lehren zwei Jahrhunderte lang den Benedictinismus bekämpften, bis sie von Bonifatius, der sich den von Rom aus gelehrten benedictinischen Regeln anschloss, beseitigt wurden. Bald nach Bonifatius trat am Ende des 8. Jahrhunderts ein neuer Benedict (von Aniane) auf, der das Klosterleben ebenfalls reformierte und läuterte.

Die benedictinischen Lehren spiegeln sich in allen Porträts der Geistlichen der Karolingerzeit wider, nur hier und da durch die Regeln Columbans noch verschärft.**)

*) Zöckler, Askese und Mönchtum, (2. Aufl.) p. 372 ss.

***) ibid. p. 390 „Solche Übergangsformen auf Verschmelzung benedictinischer Klosterpraxis und Columbanscher ausgehend, werden auch sonst noch während der

jetzt auf die Ausführung der gottesdienstlichen Askese grosser Wert gelegt; Bonifatius übt sich eifrig in dem mühseligen Werk des Gebets und hält die nächtlichen Vigilien immer ein, ja schon vor Beginn derselben ist er dazu bereit, und Willibrords geheimer Lebenswandel im Nachtwachen und Gebet wird von Alkuin ganz besonders hervorgehoben. Leoba betet anhaltend, wissend, dass beim Apostel geschrieben steht: „Ohne Unterlass mögen die Gläubigen beten“. Indem Willehad Tag und Nacht wachte und betete, zeigte er sich als eifriger Verehrer des allmächtigen Gottes, wie auch Otmar und Anskar sich fleissig im unausgesetzten Gebet und Nachtwachen üben.

Wie im 6. und 7. Jahrhundert so wird auch von den Geistlichen des 8. und 9. Jahrhunderts Enthaltensamkeit in Speise und Trank verlangt, doch ist diese spätere diätetische Askese viel strenger. Enthält sich doch Othmar oft zwei Tage der Speise, und des Klausners Hospitius*) tägliche Mahlzeit besteht aus einem einzigen Brote und wenigen Datteln, während er sich in den Tagen der Fasten nur mit Wurzeln begnügt. Bonifatius aber trinkt weder Wein, noch starke Getränke und seine Enthaltensamkeit wird nie durch Völlerei verletzt. Auch Leoba ist mässig im Genuss von Wein, denn ihr Kelch, aus dem sie zu trinken pflegte, ist der kleinste unter den Kelchen der Nonnen. Wein und Meth, sowie alle berauschenden Getränke meidet auch Willehad, wie er sich des Fleisches, der Milch und der Fische enthält und nur von Brot, Honig, Gemüse und Obst lebt, während Anskar, so lange er noch einigermaßen Jugendkraft besass, das Brot nur nach dem bestimmten Gewicht und das Wasser nach dem festen Masse zu sich nahm. Paulus Diaconus rühmt besonders die Enthaltensamkeit des Bischofs Arnulf.

Armut- und Arbeitsaskese sind im 8. und 9. Jahrhundert bedeutend verschärft; so liebte Othmar die freiwillige Armut so sehr, dass er irdischen Glanz auf alle Weise flog, indess Leoba die ihr aufgetragenen Arbeiten gern vollbrachte,

Zeit des rivalisierenden Nebeneinanderbestehens der beiden mehrfach aufgetaucht sein. Selbst Jona (der Biograph Columbans) suchte einen Ausgleich“.

*) Hospitius wird schon von Gregor von Tours (Lib. VI, cap. 6) erwähnt. Sein an asketischen Handlungen überaus reiches Leben bildet eine Ausnahme für seine Zeit. Cf. Zöckler, Kritische Gesch. der Askese. p. 39.

da sie gelernt hatte, dass, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Während Anskar Psalmen singt, sehen wir ihn fleissig bei der Arbeit des Netzestrickens, denn er wollte, während sein Geist tätig war, auch seine Hände nicht müssig lassen.

Wenn den Geistlichen die Fehler und Sünden der Menschen zu gerechtem Zorne reizten, so galt es als eine ganz besondere Gabe der Selbstbeherrschung, Milde und Mässigung walten zu lassen, wie das Willehad von Bonifatius und Rudolf von der Leoba zu berichten wissen: „Niemals ging die Sonne über ihrem Zorne unter“ heisst es von letzterer und von Bonifatius lesen wir: „Seine Geduld vermochte nie der Zorn zu verjagen“ und „keine Bewegung übte die Wut auf seine Langmut aus“. Ebenfalls besitzt diese Tugend Willibrord im hohen Grade.

Die Züge von Herzenszerknirschung der Geistlichen, verbunden mit reichlichem Tränenenerguss, mehren sich. Zwar weiss schon Gregor von Tours Fälle des freiwilligen Weinens anzuführen, aber sie treten doch nur hier und da vereinzelt auf. Man sieht den Priester oft in Tränen aufgelöst, über die Mängel und Fehler seines inneren und äusseren Menschen klagend, und derjenige, der sein Herz durch reichliche Tränen, so oft er wollte, erleichtern konnte, war besonders geschätzt. Trachtet doch Anskar sehnsüchtig danach, weinen zu können wenn es ihm Bedürfnis war und, obgleich ihm die Zerknirschung seines Herzens häufig Tränen entlockte, so war ihm das alles noch nicht genug, er wollte sein ganzes Leben in Trauer und Tränen hinbringen; aber erst am Ende seiner Jahre erlangte er die langerhoffte Gnadengabe. So lässt auch Willehad nie einen Tag hingehen, an dem er nicht die Feier der heiligen Messe mit vielen Tränen und ganz zerknirschem Herzen beging.

Auch in der Nächstenliebe, der Kranken- und Armenpflege mussten die Geistlichen sich fleissig üben und besonders waren es Fusswachungen, die sie, auch als Zeichen ihrer Niedrigkeit, eigenhändig an den Kranken und Armen vornahmen. So heisst es von Othmar: „Er reinigte nämlich ihre Köpfe und Füsse und säuberte die eiternden Wunden mit eigenen Händen“. Anskar liess ein Armenhospital bauen, in dem auch Krankenpflege geübt wurde, und auch er wäscht selbst mit den Brüdern den Männern die Füsse, indess er dieses

Amt bei den Frauen von einer dem Dienste Gottes geweihten Frau verrichten lässt. In hohem Grade ist diese Tugend auch der Leoba eigen, sie öffnet allen ohne Unterschied ihr Haus, bereitet ihnen als sorgsame Mutter das Mahl, wäscht allen mit ihren eigenen Händen die Füsse; der göttlichen Einrichtung Wächterin und Dienerin zugleich. Von Arnulf hört man, dass er sogar den Aussätzigen jegliche Dienste leistete.

Das Lesen und Lernen der heiligen Schriften, sowie das Psalmensingen wird ebenfalls als besondere Tugend geschätzt; hauptsächlich besitzt Leoba die grosse Fähigkeit, nicht nur zu lesen, sondern auch das Gelesene ihrem Gedächtnis einzuprägen und dann darüber mit anderen zu sprechen, ja, sogar im Schlaf, wenn ihr, der Sitte gemäss, aus der heiligen Schrift vorgelesen wird, nimmt sie alles auf und rügt diejenigen, die einen Fehler beim Lesen machen. Willibald aber erzählt von der grossen Begierde, die Bonifatius nach den heiligen Schriften hatte und dass er grossen Wert auf die Nachahmung und das Hören derselben legte. Unablässig widmet sich Willehad dem Lesen und Durchforschen der heiligen Schrift. Voll Eifers betrieb er auch das Singen der Psalmen, oft sang er täglich zwei, mitunter auch drei Psalter. Anskar hatte sogar in bezug auf das Psalmensingen eine besondere Ordnung, indem er bestimmte, welche er des Nachts, welche er am Tage, während der Vorbereitung zur Messe und welche er vor dem Schlafengehen singen wollte. Wie aber Willehads geheimer Lebenswandel im Psalmensingen beschaffen sei, das könne man, sagt Alkuin, aus der Heiligkeit seines Lebens entnehmen.

Gehorsam und Keuschheit werden als selbstverständlich angesehen und deshalb nicht besonders erwähnt. — Nach einem solchen gottwohlgefälligen Lebenswandel waren nach dem Tode der Geistlichen an ihren Gräbern Wunder nichts seltenes. (Willibrord, cap. 14 ss; Gallus, cap. 39—58; Othmar, Lib. II. cap. 2; Leoba, cap. 22 und 23; Willehad, cap. 22 ss.)

Alle diese Auszüge bestätigen, dass sich die Geschichtsschreiber des 8. und 9. Jahrhunderts zwar bemühten, individuell zu schildern, jedoch immer wieder von dem Ideal, das die klösterliche Regel vorschrieb, beeinflussen liessen. Denn dass

manche die Absicht hatten, den Menschen als Individuum darzustellen, beweisen verschiedene Züge in den gegebenen Charakteristiken, die nicht mit dem Ideale übereinstimmen, welche im folgenden näher ausgeführt werden sollen. Leider bleibt es aber nur bei der Absicht! Gab es nun der Zufall, dass einer oder der andere dem Ideale ganz und gar gleich kam, weil er streng nach den vorgeschriebenen Regeln lebte, somit auch die Charakteristik, die sein Biograph von ihm gab, auf ihn passte, so kann man doch nicht sagen, dass dieser Geschichtsschreiber individuell geschildert hatte, denn er war vom Ideal beeinflusst.

Bei diesen Untersuchungen drängt sich unwillkürlich die Frage auf: verstanden die Geschichtsschreiber des 8. und 9. Jahrhunderts noch nicht eine Persönlichkeit individuell zu beschreiben oder wollten sie es nicht?

Während diese Frage für das 6. und 7. Jahrhundert ganz entschieden dahin zu beantworten war (vergl. p. 65), dass die Fähigkeit, eine Persönlichkeit individuell zu erfassen und darzustellen, noch nicht, oder nur in ganz geringem Masse bestand, bleibt sie für die Schilderung der Geistlichen der Karolingerzeit offen, denn um diese Zeit hatte sich, wenn auch die Geistesfähigkeiten weiter entwickelt waren, durch die Einwirkungen vornehmlich der benedictinischen Ordensregeln, ein festes Schema gebildet, nach welchem der Geistliche, besonders der in Klausur lebende Mönch zu leben hatte, folglich auch darnach geschildert wurde. Die Hervorhebung von individuellen Zügen tritt in den Hintergrund, da sie sich mit den mönchischen Satzungen nicht vereinbaren würde. Wie den Mönchen jeder Eigenbesitz an Gütern jeglicher Art verboten war, so war ihnen auch jede individuelle Betätigung untersagt, und das macht sich nur allzusehr bemerkbar, denn sämtliche Porträts bestehen fast ohne Ausnahme in der Aufzählung von asketischen Handlungen. Die Absicht jedoch, ein möglichst vollkommenes Bild von der zu schildernden Person dem Leser zu geben, liegt ohne Frage in der Ausgedehtheit der Porträts.

Vollkommen anders gestaltet sich die Kunst der Persönlichkeitsbeschreibung der weltlichen Grossen. Wenn auch das germanische Leben sehr verschieden von dem römischen war, so konnte man doch der Gefahr, sich ein Herrscherideal nach

römischen Muster zu bilden, in einer Zeit, in der die antike Bildung so grossen Einfluss auf germanischem Boden hatte, nicht entgehen, sogar auf Kosten und Hintansetzung der germanischen Gewohnheiten. Auch hier kann von einer individuellen Schilderung nicht die Rede sein, obgleich dem Schriftsteller ein freieres Feld gelassen ist, als bei den Charakteristiken der Geistlichkeit. Meistenteils aber waren es selbst Geistliche, die das Leben der weltlichen Würdenträger beschrieben und damit war es schon bedingt, dass sie nicht individuell schildern konnten, weil sie andere Anschauungen über den moralischen und sittlichen Wert des menschlichen Lebens haben mussten, als die Weltlichen. Demnach sahen sie meist das Leben der Fürsten, wenn diese nicht unbedingt der Kirche ergeben waren, für schlecht und ihre Fehler für Verbrechen an. Wir finden entweder nur ganz gute, oder ganz schlechte Charaktere an den Kaisern und Königen, aber fast nie ein Mittelding.

Eine Bestätigung des Gesagten ergibt sich aus der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus. An Kaiser Justinus II. (Lib. II. cap. 11) findet er nichts Gutes, nur seine Missetaten weiss er aufzuzählen: nennt ihn einen Verächter der Armen, Plünderer der Senatoren und bezichtigt ihn der Habsucht, des Geizes und der Ketzerei. Weder über sein Äusseres erfahren wir etwas, noch berichtet der Verfasser über des Kaisers Geistesfähigkeiten. Dieser Fürst war der Kirche abhold und so stand sein Urteil bei Paulus Diaconus im voraus fest! — In demselben Kapitel der Hist. Langob. gibt der Verfasser eine noch kürzere, nicht minder einseitige Charakteristik des Kaisers Tiberius. Indem er von Justinus nur schlechtes sagt, rühmt er an Tiberius nur gute Eigenschaften. Der Grund liegt nicht fern: Tiberius war ein gläubiger Christ und verteilte die Schätze, die Justinus gesammelt hatte, unter die Armen und hatte somit das Wohlwollen des Geschichtsschreibers gewonnen. — Auch König Luitprand zieren nur gute Eigenschaften: er ist klug und weise, gottesfürchtig, friedliebend und mild, keusch und züchtig, fromm und freigebig.

Ganz anders ist es bei Einhard, der sich durch die Vita Karoli einen hervorragenden Namen als Biograph erworben hat, und später verdient Thegan, für den Einhard allerdings vorbildlich gewesen ist, ebenfalls besondere Erwähnung.

Dass Einhard Sueton und andere antike Schriftsteller gelesen und vorbildlich benutzt hat, ist bekannt, ebenso dass er die Worte und Redewendungen, die Person Karls zu beschreiben, direkt aus sieben Biographien Suetons entlehnt hat. Diese verschiedenen Parallelen hat Jaffé in seiner Ausgabe der *Vita Karoli* (bes. Abdr. 1867) zum ersten Male angeführt; nachdem sind sie noch von Wattenbach (1876), Waitz (1880), Schmidt*) und Manitius**) ergänzt worden. Doch ist man über die Art der Benutzung dieser Stellen der verschiedensten Ansicht gewesen, die erst Bernheim***) in der trefflichsten Weise ausgelegt hat: „Wenn man sich mit prüfendem Blick auf die diese Zusammenstellung fragt, wie Einhard gearbeitet haben mag, so lässt sich vernünftiger Weise nur annehmen, dass er die Disposition der Suetonschen *Vita Augusti* nach deren verschiedenen Schlagworten exzerpiert und, dieses Grundschema fest vor Augen, sein Werk disponiert habe . . . selbst in den Kapiteln 22 ss, wo unser Biograph sich so besonders eng an sein Vorbild anschliesst, ordnet er die Reihenfolge der einzelnen Charakterzüge und Lebensgewohnheiten vielfach um. Vergewöhnert man sich alle diese Momente, so ersieht man unzweifelhaft: der Autor hat nicht etwa den Suetonschen Kodex neben sich gehabt, und im Fortschritt seiner Arbeit hin- und herblättern danach disponiert, sondern er hat von Anfang an nach exzerpiertem Schema gearbeitet.“†)

Es ist auch aus der ganzen Anlage der Charakteristik Karls zu ersehen, dass Einhard Sueton nicht nachbildet, sondern dass er nach Art des Anfängers sich noch unselbständig fühlend, sich ganz dessen Einfluss hingibt und ihm nacheifert.

Einhard beginnt das Porträt Karls fast mit den Worten Suetons. *Vita Karoli Magni*, cap. 22: *Corpore fuit amplo atque robusto, statura eminenti, quae tamen iustam non excederet — nam septem suorum pedum proceritatem eius constat habuisse*

*) Schmidt, De Einhardo Suetonii imitatore, passim.

**) Manitius, Neues Archiv, vol. VII, p. 517 ss.; vol. X, p. 614 ss.; vol. XI, p. 205 ss., vol. XIII, p. 197 ss.

***) Bernheim, Die Vita Karoli Magni p. 77 ss.

†) Bernheim, p. 78.

mensuram — apice capitis rotundo, oculis praegrandibus*) . . . aber je mehr er in der Schilderung fortfährt, desto freier und selbständiger wird seine Schreibweise.

Es ist nicht nur möglich, dass Einhard — vielleicht in der Art eines Phrasenbuches — die Stellen aus den Suetonschen Kaiserbiographien, die er verwenden wollte, aufnotiert hat, sondern es ist sehr wahrscheinlich, dass er diese Redewendungen seinem Gedächtnis so eingepägt hatte, dass er sie unbewusst als seine eigenen Worte niederschrieb, was bei der geringem Wortkenntnis und dem typischen Stil jener Zeit leicht begreiflich erscheint. Denn, dass sein Porträt Karls den Tatsachen entspricht, beweisen die allerdings nicht sehr umfangreichen Schilderungen der anderen Zeitgenossen.

Auch möchte berücksichtigt werden, wann Einhard Karl kannte: dieser war nicht mehr der junge Frankenkönig, sondern der alte Kaiser, der in seinen, der Antike angepassten Gewohnheiten sehr gut den römischen Imperatoren verglichen werden konnte.

Gregor von Tours und die späteren Geschichtsschreiber vor und nach Einhard haben antike Geschichtswerke — sei es auch nur in schlechten Abschriften oder Auszügen — gekannt,**) doch vermochten sie aus den Vorlagen nichts, oder nur wenig zu verwenden, um die Individualität einer Persönlichkeit zu erfassen, während dies Einhard unzweifelhaft mit grossem Geschick verstanden hat. Daraus geht hervor, dass es weniger darauf ankommt, ob Vorbilder vorhanden sind, als dass sie verstanden werden. Ein paralleler Vorgang findet in der Malerei statt: ein Naturmensch, der einen anderen Menschen bildlich darstellen will, wird den Körper nur in den allgemeinsten Um-

*) Suetonius, Tiberius, cap. 68. Corpore fuit amplo atque robusto, statura eminenti, quae iustam excederet, ceteris membris aequalis et congruens, facie cum praegrandibus oculis.

***) G. Monod, in den: Études critiques sur les sources de l'histoire mérovingienne vol. I. p. 77 ss. weist nach, dass Gregor v. Tours Cicero, Vergil Plinius, Sallust und andere lateinische Schriftsteller gekannt hat. — G. Kurth ergänzt in der: Revue des questions historiques, vol. 24 p. 586 ss. diese Angaben und führt eine grosse Anzahl von Parallelstellen aus Vergil an. — Vergl. auch: Giesebrechts deutsche Übersetzung, Vorrede p. XX.

rissen wiedergeben, glaubt aber seiner Meinung nach etwas Vollkommenes geschaffen, ohne nur annähernd sein Vorbild erreicht zu haben, obgleich er in seinem Mitmenschen das beste Modell dazu besass.

Betrachten wir nun die Schilderung Karls näher und das Porträt, das Sueton von Augustus entworfen hat, so muss zu gunsten Einhards zugestanden werden, dass Schema und System bei diesem viel klarer und zusammenhängender angelegt sind, als bei Sueton, eine für die Entwicklung des literarischen Porträts nicht zu unterschätzende Tatsache,*) denn gerade in der genialen Anlage des Porträts tritt uns Einhards Auffassungsvermögen der individuellen Schilderung der Person Karls wunderbar entgegen.

In einem einleitendem Kapitel (21) erwähnt er lobend die Sorge Karls für die Fremden an seinem Hofe und in seinem Reiche und beginnt dann (Kap. 22) mit einer gewissenhaften Beschreibung des Körpers, der dem Beschauer zunächst in die Augen fallen musste: Z. B. dass Karl von breitem, kräftigem Körperbau und hervorragender Grösse war, die jedoch das richtige Mass nicht überschritt, da seine Länge sieben seiner Füsse betrug. Dann erzählt er, dass der obere Teil des Kopfes rund und die Augen gross und lebendig waren, während die Nase

*) Der Inhalt der Kapitel (61—93) der Kaiserbiographien Suetons, welche die Persönlichkeit des Augustus behandeln, ist folgender: Kap. 61—71, über Familienverhältnisse; Kap. 72, seine Wohnung; Kap. 73, Sparsamkeit im Hausgerät und in der Kleidung; Kap. 74, Gastfreundschaft; Kap. 75, besondere Festlichkeiten; Kap. 76, Einfachheit in der Nahrung; Kap. 77, Mässigkeit im Weingenus; Kap. 78, Schlaf; Kap. 79, Körpergestalt; Kap. 80, Einzelheiten derselben; Kap. 81, Krankheiten; Kap. 82, Diät des Körpers; Kap. 83, Leibesübungen; Kap. 84, Beredtsamkeit; Kap. 85, seine schriftstellerischen Leistungen; Kap. 86, sein sprachlicher Ausdruck; Kap. 87, seine Sprache im täglichen Verkehr; Kap. 88, seine Orthographie; Kap. 89, Kenntnis der griechischen Sprache u. Literatur; Kap. 90, Glauben und Aberglauben; Kap. 91, Glauben an Träume; Kap. 92, Glauben an Vorbedeutungen und Wahrzeichen; Kap. 93, seine Religionsgebräuche.

Einhard dagegen hat folgende Einteilung für das Porträt seines Herrschers gewählt: (Kap. 22—27), Kap. 22, sein Körper, Gesundheit desselben; Pflege desselben, Leibesübungen; Kap. 23, Kleidung; Kap. 24, allgemeine Lebensweise: Speise und Trank, Schlaf; Kap. 25, geistige Fähigkeiten; die verschiedenen Disziplinen seines Wissens; Kap. 26, seine Religion und die Wohltaten im Dienste derselben; Kap. 27, Armenpflege und Almosengeben.

über Mittelgrösse hatte, alles Beweis dafür ablegend, dass sich der Verfasser nicht sklavisch an die Vorlage gehalten hat und dass die Schilderung weit über das Typische hinausgeht. Ein weiterer Beleg dafür ist, dass ihm die helle Stimme, die zu der grossen Gestalt Karls nicht recht passen wollte, auffällt und dass Karl in späteren Jahren, als seine Gesundheit durch häufige Fieber gelitten hatte, auch mit einem Fusse hinkte.

Nachdem der Biograph die Gesundheit des Körpers, den er vorher eingehend geschildert, als vortrefflich hingestellt hat, behandelt er die Pflege desselben und die verschiedenen Leibesübungen, wie Reiten und Jagen etc., die Karl anwandte, um seine Gesundheit zu fördern und bemerkt auch, dass der Kaiser besonders im Schwimmen ein grosser Meister war.

Sehr ausführlich wird darauf (Kap. 23) die Kleidung und die Einfachheit, die Karl darin bevorzugte, beschrieben und der Autor weiss der Schilderung dieser toten Materie durch Hervorhebung mannigfacher charakteristischer Züge einen belebenden Reiz abzugewinnen. Nicht in Samt und Seide und mit edelsteinglänzendem Gewande, ohne welche Kennzeichen sich das Volk des Mittelalters den Herrscher nicht vorstellen konnte, erscheint uns der Kaiser Karl, sondern einfach in vaterländischer Kleidung, von der des Volkes wenig verschieden, tritt er uns entgegen: nur bei festlichen Gelegenheiten legt er ein golddurchwirktes Kleid und mit Edelsteinen besetzte Schuhe an; auf dem Haupte das kaiserliche Diadem.

Somit schliesst die Beschreibung des äusseren Menschen, und Einhard wendet sich (Kap. 24) zur Betrachtung der allgemeinen Lebensweise, der Nahrung, die Karl liebte und des Schlafs, dessen er bedurfte und versteht auch hier sehr wohl Individuelles, nichts Typisches zu geben. Er verschweigt nicht, dass Karl, so sehr er auch im Trinken enthaltsam war und die Trunkenheit verabscheute, ein gleiches Mass im Essen nicht halten konnte. Ebenso weist der Biograph auf die unermüdliche Tätigkeit seines Helden hin, die diesen sogar nachts keine Ruhe finden lässt, indem er drei bis viermal seinen Schlaf unterbricht und sich entweder mit Lesen oder Schreibversuchen beschäftigt.

In eingehender Weise werden (Kap. 25) die geistigen Fähigkeiten Karls besprochen, seine Kenntnis der fremden Sprachen,

überhaupt sein Bekanntsein mit den Wissenschaften des Quadriviums und Triviums rühmend erwähnt, andererseits verhehlt Einhard aber auch nicht, dass es Karl, trotz seiner Bemühungen nicht gelungen war, die Kunst des Schreibens zu erlernen.

Auch das 26. Kapitel, das Karls Stellung zur Religion und seine Fürsorge und Wohltaten für die Kirche zum Gegenstand hat und das 27., welches die Armenpflege und das Almosengeben behandelt, sind reich an individuellen Einzelheiten.

Vergegenwärtigen wir uns im Überblick die Kunst der Charakteristik bei Einhard, im Gegensatz zu der der früheren Geschichtsschreiber der deutschen Geistlichkeit und der weltlichen Fürsten, so kommen wir zu dem Schluss, dass er seine Vorgänger in der Darstellung der Persönlichkeit weit übertrifft, ja zum ersten Male die Individualität des äusseren, teilweise auch des inneren Menschen zum Ausdruck bringt, eine Kunst, die zwar nur zum Teil sein Verdienst ist und die erst im späteren Mittelalter erreicht wird.*)

Ihm ist es gelungen, eine zusammenfassende und erschöpfende Darstellung der Person und des Lebens seines Herrschers zu geben und der Nachwelt ein Bild des ersten deutschen Kaisers zu überliefern, dass für die Charakteristiken der späteren mittelalterlichen Kaiser vorbildlich geworden ist. Fast nichts entgeht dem scharfen Auge Einhards an der Person Karls: all seine Tugenden weiss er zu schätzen, wie er auch seine Fehler zu nennen nicht übersieht, wenn er auch die letzteren nicht zu tadeln wagt, woran ihn wahrscheinlich seine Stellung und die kindliche Zuneigung zu seinem Herrn verhindert haben. Dem Leser ist es ein leichtes, sich nach der Schilderung Einhards den grossen Karl in seiner ganzen Persönlichkeit vorzustellen, seine Gewohnheiten und Eigenheiten zu verstehen, kurz er fühlt, dass der Kaiser so, wie ihn Einhard geschildert hat, gewesen sein muss, und zwar nicht als der jugendliche, fränkische Volkskönig, wie ihn das Reiterstandbild im „Musée Carnavalet“ darstellt, sondern als der alte Kaiser, wie ihn Dürer mit kundiger Hand gemalt hat, der keine andere Vorlage hatte, als das Porträt Einhards.

Letzterer hat in der Biographie Karls ein Werk geschaffen,

*) Wohl nicht früher als im 15. Jahrhundert von Aeneas Silvius, dem Biographen Friedrichs III.

das mit keinem anderen der früheren deutschen Geschichtsschreiber zu vergleichen ist.

Während der Aufbau der Charakterschilderung bei Einhard klar und logisch durchgeführt ist, ist die Zeichnung Ludwigs des Frommen durch Thegan verworren und unklar, woran wohl die Härte und die Ungefügigkeit seiner Sprache schuld sein mögen.*)

Auch Thegan ist bei den Alten in die Schule gegangen und hatte zudem das grosse Glück, einen ausgezeichneten Vorgänger in seinem Zeitgenossen Einhard zu haben, dem er vornehmlich sein 19. Kapitel, das der Beschreibung der Persönlichkeit Ludwigs des Frommen gewidmet ist, nachbildete. Häusser sagt über das „Leben Ludwigs des Frommen“: Das ganze Buch ist eine Frucht seiner fleissigen Lektüre von Eginhards Vita Karoli und soll zu derselben eine Art von Seitenstück bilden. Allein, wie tief die Kopie unter dem Original stehe, das werden einige Winke hinlänglich dartun.“**) Neuere Forscher, besonders Simson,***) haben diese früher vielfach vorhandene Ansicht nur für das in Frage kommende 19. Kapitel bestätigt gefunden.

Wie Einhard, so schildert auch Thegan zuerst den Körperbau seines Helden; nachdem er aber nur wenig darüber gesagt hat, verfährt er nicht so systematisch und logisch in der weiteren Beschreibung wie jener, der nun die Körperpflege, Nahrung, Kleidung etc. behandelt, überhaupt bei der Schilderung des äusseren Menschen länger verweilt, sondern er springt plötzlich auf die geistige Befähigung Ludwigs über, bewundert dessen Kenntnisse der fremden Sprachen und hebt hervor, dass dieser die heidnischen Dichtungen verschmähte und sie weder hören, lesen noch lehren wollte. Diese Tugend — denn als solche betrachtet Thegan die Antipathie Ludwigs gegen die von Karl erst mühsam gesammelten Schätze — musste ihm als christlichen Geistlichen ganz besonders gefallen.

Hierauf kommt er wieder auf die Beschaffenheit des Körpers zurück, verbindet aber gleich damit Ludwigs Frömmigkeit und Freigebigkeit. Er gedenkt der Tränen, die sein König, so

*) v. Jasmunds Übersetzg. der Vita Hludowici, 2. Aufl., 1889, p. VIII.

**) Häusser, Über die deutschen Geschichtsschreiber von Anfang des Frankenreiches bis auf die Hohenstaufen. Heidelberg 1839, p. 37.

***) Simson, Über Thegan, p. 339. — Vgl. auch Jasmunds Übersetzg. p. VI.

oft er in der Kirche betete, vergiessen konnte und lobt die demütig gebeugte Haltung, die Ludwig beim Gebet beobachtete. Wie freigebig aber der König war, das habe man weder in alten Büchern, noch in neuerer Zeit gehört.

Die Enthaltbarkeit und die Kleidung seines Herrn beschreibt Thegan nicht so ausführlich als es Einhard von Karl tut, wir erfahren nur, dass der Kaiser mässig in Speise und Trank, einfach im Anzug war, niemals in goldenem Gewande prangte, sondern dasselbe nur bei grösseren festlichen Gelegenheiten anlegte, und darauf erfolgte die Aufzählung der einzelnen Stücke dieser Prunktoilette.

In einigen Zeilen findet Ludwigs überaus ernstes Wesen, das nicht einmal bei Gesang und Spiel ein Lächeln auf seinem Gesicht erscheinen liess, Erwähnung. Dann weist Thegan nochmals auf des Königs reichliches Almosengeben und seine Barmherzigkeit hin, die so gross waren, dass sich um diesen, wo er auch sein mochte, Arme und Kranke in dichten Mengen versammelten.

Wie unselbständig Thegan bei der Abfassung der Charakteristik Ludwigs verfahren ist, mögen folgende Parallelstellen bezeugen:

Vita Hludowici, cap. 19.
Erat enim in cibo potuque sobrius, et in indumentis suis moderabilis . . . Nunquam aureo resplenduit vestimento, nisi tantum in summis festivitibus, sicut patres eius solebant agere.

Ibid. Lingua graeca et latina valde erudites, sed graecam melius intellegere poterat quam loqui; latinam vero sicut naturalem aequaliter loqui poterat.

Vita Karoli Magni, cap. 24.
In cibo potu temperans, sed in potu temperantior . . . cap. 23. In festivitibus veste auro texta et . . . ornatus incedebat.

Ibid. cap. 25. Nec patrio tantum sermone contentus, etiam peregrinis linguis ediscendis operam impendit. In quibus latinam ita didicit, ut aequae illa ac patria lingua orare sit solitus; graecam vero melius intellegere quam pronuntiare poterat.

Trotz der wenig regelmässig angelegten und unvollkommenen Charakteristik Ludwigs des Frommen, steht diese Persönlichkeitsschilderung — abgesehen von der Vita Karoli — noch über allen ähnlichen Darstellungen jener Zeit und dem

Verfasser muss ebenfalls zugestanden werden, dass der Versuch, die Individualität seines Herrschers erfasst und dargestellt zu haben, gelungen ist. Auch er gibt dem Leser von der frommen, den Leidenschaften der Welt fernen, Persönlichkeit Ludwigs ein verständliches Bild, wenn auch vieles unberücksichtigt bleibt, was der Erwähnung wert gewesen wäre.

Nicht so bedeutend wie die beiden Charakteristiken Karls und Ludwigs, aber doch von Wichtigkeit für die Entwicklung des literarischen Porträts im 9. Jahrhundert sind noch die Lebensbeschreibungen der Äbtissin Leoba von Rudolf von Fulda und des Erzbischofs Anskar von Rimbart. Rudolf von Fulda weicht in seiner Darstellung zwar wenig vom Typischen ab, aber die Ausgedehntheit des Porträts deutet ohne Frage auf das Wollen des Verfassers hin, dem Leser eine individuelle Schilderung zu geben und übertrifft die übrigen Biographien der Geistlichkeit. Die Zeichnung dieser Frau, mit deren kleinsten Gewohnheiten ihres religiösen Lebens uns Rudolf bekannt macht und uns einen Einblick in das unter ihrer Leitung stehende Klosterleben tun lässt, gibt uns ein getreues Abbild des damaligen Nonnenideals, das sich nur in wenigen Zügen verändert: z. B. hält es Leoba für nötig, jedem Mittag nach dem Essen mit ihren Schwestern zu schlafen, „da sie behauptete, nach genossenem Schlaf werde der Sinn geschärft“, ganz im Widerspruch zu den kanonischen Satzungen, die nur die allernötigste Nachtruhe gestatten. Auch im Wachen bemühte sie sich Mass zu halten und übertrieb nicht, wie wir es in den meisten Charakteristiken der anderen Geistlichen gesehen haben, diese asketische Handlung, auch zweifellos ein individueller Zug. Ein kleiner Ansatz zur individuellen Schilderung wäre demnach bei Rudolf von Fulda zu bemerken und der Verfasser der *Vita Leobae* bildet eine von den wenigen Ausnahmen, die sich in der Kunst der Charakteristik des neunten Jahrhunderts finden.

Eine Nuance tiefer, als Rudolf, steht Rimbart, dessen Lebensbeschreibung des Erzbischofs Anskar derjenigen der Leoba an Länge und Ausgedehntheit nichts nachgibt, aber in welcher sich noch wenigere Züge von individueller Schilderung finden. Der Verfasser hält sich streng an die klösterlichen Vorschriften und macht nur einmal eine Ausnahme, indem er sagt, dass

Anskar, der in seiner Jugend sehr enthaltsam war, im Greisenalter sich nicht mehr so der Speise enthalten konnte, was entschieden individuell ist, denn, hätte sich der Verfasser an das Ideal gehalten, so würde er seinem Helden diese Tugend auch noch im Alter zugeschrieben haben. Im übrigen kommt Rimbert nicht über das Typische hinaus und wir vermögen uns die Persönlichkeit Anskars nicht als von seiner Umwelt verschieden vorzustellen. — Dasselbe gilt auch für die Vita S. Willehadi, die von Anskar, der im Norden die christliche Lehre verbreitete, verfasst worden sein soll, und für die Lebensbeschreibung des heiligen Gallus, dem Gründer des Klosters St. Gallen, von Wetti. Auch Othmar, dessen Leben der Abt Gozbert beschrieb, können wir nicht als individuell geschildert betrachten.

Kapitel III.

Die sächsischen Kaiser. — Vom Anfang des 10. bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts.

Lange Jahre hatte die literarische Tätigkeit darniedergelegen und erst Otto I. stellte die geistige Bildung wieder her, indem er ebenfalls wie Karl die Künste und Wissenschaften an seinem Hofe förderte und begünstigte. Die Klöster kamen wieder zu ihrem alten Ansehen und in ihnen entstanden zahlreiche, wissenschaftliche Bildungsstätten. Aber es war ein mühsames Werk, das Verlorene wieder zu erlangen und es ist leicht verständlich, dass die Ottonen sich ihre Vorgänger zum Vorbild nahmen und ganz nach karolingischem Muster arbeiteten, ohne aber den wohlthätigen Einfluss antiker Kultur genießen zu können. Von neuem mussten sie wieder das verfallene Gebäude aufrichten, und nicht immer war es möglich, die Mängel der schwer erungenen Bildung zu verbergen.

Im Jahre 910 gründete Wilhelm von Aquitanien das Kloster Cluny, das namentlich unter der Leitung des Abtes Odo († 942) zu bedeutendem Ansehen gelangte. Dieser vermehrte die benedictinischen Regeln, indem er besonders das Gelübde des un-

verbrüchlichen Schweigens den Mönchen auferlegte und nur eine gewisse Zeichensprache gestattete. Von individueller Entwicklung konnte natürlich keine Rede sein, da das klösterliche Leben bis ins kleinste geregelt war und sich alles genau nach Vorschrift vollziehen musste, so dass sogar die Wohltätigkeit, die bisher unbeschränkt jedem Mönche nach Gutdünken überlassen war, in gewisse Grenzen gebracht wurde.

Dieses Erdrücken des Individualismus ist natürlich auch in den Porträtschilderungen bemerkbar und von den nennenswerten Schriftstellern des ottonischen Zeitalters finden sich nur in dem Werke Ruotgers: *Vita Brunonis*, dem *Casus S. Galli* und in Thangmars: *Vita Bernwardi* für unsere Zwecke verwendbare Schilderungen. Leider enthält Widukinds Geschichte der Sachsen keine ausführlichen Lebensbeschreibungen und in den zwei übersetzten Gedichten der Hrotsvit, der geistvollen Nonne von Gandersheim, ist ebenfalls nichts zu finden, was zur Entwicklung des literarischen Porträts in Betracht zu ziehen wäre.

Von den Charakterschilderungen der weltlichen Fürsten bei den Ottonen ist keine von solcher Bedeutung, dass sie zur Untersuchung bei der Geschichte des literarischen Porträts hätte hinzugezogen werden können. Wohl gibt der Reimser Mönch Richer in seinem Werke: *Historiarum libri IV*, einige biographische Notizen verschiedener Fürstlichkeiten, aus denen man aber ihrer Kürze wegen wenig, oder nichts entnehmen kann. Wir sind deshalb nur auf die Porträts der Geistlichkeit angewiesen, und der Leser kann sich von der Art und Weise, wie man im 10. und 11. Jahrhundert verstanden hat, die Persönlichkeit zu charakterisieren, selbst überzeugen und wird in den darauffolgenden Ergebnissen die Erklärung dafür finden.

Ruotgeri vita Brunonis archiepiscopi coloniensis. (Bruno, Erzbischof von Köln, geb. 925, seit 953 Erzbischof, † 965. Sein Leben wurde von seinem Schüler Ruotger geschrieben.)

(Mon. Germ. Scr. tom. VI. p. 255.)

Cap. 2. Seine Reden und Taten konnten diejenigen, welche seine Freundschaft und seinen Umgang genossen, nicht genug bewundern, denn in ihm waren sehr verschiedene Eigenschaften vereint: edle Geburt, hohe Würde, von irdischer Weisheit, welche

meist hochmütig zu machen pflegt, eine solche Höhe, dass man glauben konnte, es gehe nichts darüber und zugleich eine Demut des Herzens und der ganzen Erscheinung, soweit die Einsichtigeren es beurteilen konnten, dass es nichts niedrigeres, als ihn zu geben schien. Denn alles war durch Liebe verbunden. Alles, was zu verschwenderischem und üppigem Leben gehörte, stand ihm zu Gebote, aber mit scharfer unablässiger Wachsamkeit wusste er alles das von sich fern zu halten. Anders erschien er den Augen der Menschen, anders dem Prüfer der Herzen.

Casus S. Galli per Ratpertum, Ekkehardum IV, etc. (begonnen vom Mönch Radbert, fortgesetzt von Ekkehart IV., Mönch von St. Gallen, geb. um 980, † um 1060.)

(Mon. Germ. Scr. tom. II, p. 5. ss.)

Cap. 28. Abt Salomon III.

Selten jedoch ist ein Mensch im Verfolge zu sehen, auf welchen der Spender aller Güter so viel von seinen Gaben zusammenträgt. Denn abgesehen von der Eigenschaft eines schönen Angesichts und einer hohen Gestalt, war er ein gelehrter und sehr unterrichteter Mann, zu schreiben kunstfertig mit Zunge und Hand, ein Künstler im Malen der Handschriften und vor allem dessen kundig, in gehöriger Weise die Hauptbuchstaben hervorzubringen, wie in den Zügen L und C des langen Evangeliums als den ersten zu sehen ist, welche der Bischof, wie gesagt wird, als er glaublich machte, was er in solchen noch könnte, ausmalend vergoldete; im Metrum war er der erste und vor den Königen sehr häufig zum Scherze mit anderen Kämpfern um die Wette; im Sprechen war er, abgesehen davon, dass von Natur ihm Angemessenheit inne wohnte, ein Künstler, gleich kraftvoll in Versammlungen der Pfalz und in Synoden; an der Stelle, wo der Apostel die Propheten hinstellt, zeigte sich niemand edler als er, dergestalt, dass er selten als Redner auf den Predigtstufen stand, ohne durch seine gewaltigen Worte den willfähigen Hörern Tränen zu entlocken. Dass er zuweilen die Ohren Begünstigungen hinzuhalten pflegte, klagte er sich selbst an, indem er sagte, das sei ein Übel, welches auch die Gerechten und Besten kaum vermeiden könnten. . . . Nach den täglichen Erweisungen der Almosen und der Fusswaschung war

er ein fröhlicher Schmausbruder nach Zeit, Ort und Personen und lustig, verschwenderisch niemals, für Maria und Pelagius und seinen Gallus und Othmar, wie er zu sagen pflegte, ein ausgezeichnete Liebhaber, in deren Namen auch, wie gesagt wurde, er sterbend aushauchte.

Cap. 89. Decan Ekkehard II.

Es war dieser von Antlitz so schön, dass er die ihn Anblickenden, so wie Josephus von Moses schreibt, um seinetwillen fesselte, so wie Otto der Rote, der Sachse über ihn sagte: „Keinem hatte jemals des Benedictus Kutte reizender gegessen“; er war ferner von Gestalt hoch, einem Tapferen ähnlich, gleichmässig stark, in den Augen funkelnd — wie einer zu Augustus sprach: „Weil ich deiner Augen Blitz nicht ertragen kann“ —, in Weisheit und Beredsamkeit vorzüglich, aber in Ratschlägen keinem in dieser Zeit nachzustellen, im blühenden Alter dem Ruhme näher als der Demut stehend, wie das bei einem Manne von solcher Art der Fall ist, aber nachher nicht mehr so, weil die Zucht, mit welcher der Übermut niemals etwas teilhaftig gehabt hat, in ihm des Anblicks würdig sich darstellte. Als Lehrer war er glücklich und scharf: denn da er bei seinem Gallus seine beiden Schulen hielt, wagte ausser den schwachen Knäbchen niemand irgend etwas dem andern, ausser in lateinischer Sprache zu äussern, und diejenigen, welche er zu den Studien der Wissenschaften geistig langsamer erblickt hatte, beschäftigte er für das Schreiben und zum Malen der Handschriften; dieser beiden Dinge war er selbst sehr mächtig, vorzüglich bei den Hauptbuchstaben und in Gold, wie das in den Versen des Schwibbogens des Gallus erscheint, welche er gemacht hat.

Vita Bernwardi Episcopi Hildesheimensis auctore Thangmaro. (Bernward seit 987 Bischof von Hildesheim, † 1022. Sein Leben wurde bald nach seinem Tode von Thangmar beschrieben.)

Cap. I. (Mon. Germ. Scr. tom. IV, p. 758.)

Hier beginnt das Leben des heiligen Bernward, des Bischofs und Bekenner.

Aus adligem Blute unseres Volkes, der Tochter des Pfalzgrafen Athelbero entsprossen, wird Bernward, ein Knabe

von trefflichen Anlagen, dem Herrn Osdag, unserem Bischöfe, von seinem Onkel, dem frommen Diacon Folkmarus, später Bischof von Utrecht übergeben und durch beider Sorgfalt, meiner Wenigkeit, da ich als Primicerius der Knabenschule vorstand, zum Unterricht und zur Erziehung anvertraut. Ich nahm ihn mit aller Ergebenheit auf und hielt für angemessen, den Umfang seiner geistigen Fähigkeiten zuerst durch die leichtere Milch des göttlichen Wortes zu erproben. Bald aber fand ich, dass er, wie man vom heiligen Daniel liest, seinen Altersgenossen in jeglicher Hinsicht zehnfach überlegen sei. Denn vom himmlischen Lichte überstrahlt, erforschte er schon in zartem Alter in wunderbar scharfsinniger Betrachtung und mit unermüdlichem Fleisse das Innere der göttlichen Lehre. Theils beim gemeinschaftlichen Unterrichte mit allen übrigen, theils mit denen, die er als die eifrigsten in heiliger Betrachtung erkannt und vertraulich beiseite genommen hatte, prüfte er durch aufgeworfene Fragen alles, was ihm Zweifel erregte bis auf den Grund und nahm, wie eine kluge Biene, die einzelnen Unterrichtsgegenstände, die ich in der Schule nach verschiedenen Büchern auseinandersetzte, von seinem entfernten Platze aus mit gespanntester Aufmerksamkeit in sich auf. Nachher, wenn er unter den Knaben sass, lehrte er sie alles, was er durch erspriesslichem Diebstahl mir entwendet hatte und prägte es ihrem Geiste ein. Er setzte mir oft, ohne aber je den Anstand zu verletzen, mit scharfen, aus den innersten Verschluss der Philosophie hervorgeholten Fragen zu, und mit der grössten Leichtigkeit kam sein wissbegieriger Geist meinen Bemühungen entgegen. Denn fast keine, nicht einmal die Erholungsstunde, konnte ihn der Untätigkeit beschuldigen, und, obgleich sein Geist von lebhaftem Feuer für jede höhere Wissenschaft entzündet war, verwandte er nichts destoweniger doch auch Fleiss auf die leichteren Künste, welche wir die mechanischen nennen. Im Schreiben glänzte er besonders hervor, die Malerei übte er mit Feinheit, er war ausgezeichnet in der Kunst Metalle zu bearbeiten, edle Steine zu fassen und in jeglicher Herrichtung, wie es auch später durch viele prächtig geschmückte Gebäude, die er aufführte, zu Tage kam. Aber er wusste sich auch alles dessen, was auf seine häuslichen Geschäfte und die Bedürfnisse seiner Besitzungen

Bezug hatte, mit Geschick und der grössten Regsamkeit anzunehmen, als sei er von Jugend auf hierfür erzogen.

Cap. 5. (Mon. Germ. Scr. tom. IV, p. 759—760.)

Es lässt sich nicht beschreiben, mit welcher Selbstüberwindung er nach Erlangung der bischöflichen Würde seinen jugendlichen Körper zum Gipfel der Tugenden gezwungen habe. In allem, was er unternahm, wusste er vorerst Mass zu halten nach den Worten des weisen Mannes: „Nichts zu viel!“ An Sittenstrenge übertraf er wunderbarerweise selbst die bejahrtesten Männer, so dass er durch scharfe Zucht seine Untergebenen in vielen Dingen auf ihre Pflichten hinwies. Mit welcher Enthaltbarkeit er den Genuss wohlschmeckender Speisen sich versagte, vermöchte kaum jemand hinreichend zu loben. Im Trinken war er so mässig, dass er nach der Abendmahlzeit vor dem Schlafengehen, wenn nicht durch die Anwesenheit von Fremden oder Gästen gezwungen, nur einmal trank, häufig auch ganz sich enthielt. Auf dem Bette beschäftigte er sich zuweilen schon beim Hahnenschrei mit Lesen, unterbrach häufig den Schlaf und unterzog sich heimlichen Gebeten bis die Geistlichen zu den morgendlichen Hymnen sich erhoben. Nach Absingen der Hymnen dehnte er oft den Psalmengesang bis zur Tagesdämmerung aus, erfrischte dann durch kurze Ruhe seinen zarten Körper, bis er noch im Halbdunkel dem kanonischen Verlauf der ersten Hora in der Kirche beiwohnte. Darauf ging er mit den Brüdern, die seinen Umgang bildeten, ins Kapitel als sei er unter klösterliche Zucht gestellt. Auch die Wochen- und Monats-tage und die Namen der Brüder, deren jährlicher Gedächtnistag eintraf, liess er täglich ablesen. Nach dem Gebete, um die dritte Stunde schritt er feierlich zur Abhaltung der Messe und goss mit grosser Zerknirschung sein ganzes Herz vor dem Herrn aus. Dann ging er an die öffentlichen Angelegenheiten, untersuchte kurz die gerichtlichen Händel und die Sachen der Unterdrückten, wozu er durch Scharfsinn und Beredsamkeit vorzüglich befähigt war. So erwartete er den Geistlichen, dem die Verteilung der Almosen und das Armenwesen übertragen war, denn einer grossen Menge derselben, hundert und noch mehreren, gab er Tag für Tag aufs reichlichste den Lebensunterhalt, vielen

verschaffte er auch durch Geld und andere Unterstützungen, soweit es seine Verhältnisse erlaubten, Erleichterung. Darauf durchging er die Werkstätten, wo Metalle zu verschiedenen Gebrauch bereitet wurden, prüfte die einzelnen Arbeiten, bis er, nachdem alles gehörig besorgt war, in der Furcht und dem Segen des Herrn, von einer grossen Menge der Brüder und des Volkes umgeben, um die neunte Stunde zu Tisch sass; und zwar nicht mit festlichem Gepränge, sondern unter frommem Schweigen, während alle nach ehrsamster Zucht auf eine Vorlesung acht hatten, die nicht gar kurz während der Mahlzeit gehalten wurde. Gebrechlichen und altersschwachen Brüdern gab er freundlich mit seiner Hand den Segen, aber er liess auch keinen Dürftigen, weder in der Stadt, noch in der Vorstadt, wenn er von ihm wusste, dies Zeichen seiner Teilnahme entbehren. So verlangte er, wie der Apostel, allen alles zu sein, damit er alle in Christo gewinne.

Cap. 6. (Mon. Germ. Scr. tom. IV, p. 760.)

Schwer und mühsam ist es, sein tägliches Bestreben in Worte zu fassen, denn Gott weiss es, dass er mit aller Anstrengung Tag und Nacht in göttlichen Dingen verharrte. Ebenso trieb er auch alle, die ihm anhängen, zu ähnlichen Bestrebungen fast über ihre Kräfte an. Auch war keine Kunst, die er nicht versuchte, wenn er sie auch nicht bis zur Vollkommenheit sich aneignen konnte. Nicht nur in unserem Münster, sondern an verschiedenen Orten richtete er Schreibstuben ein, so dass er eine reichhaltige Büchersammlung, sowohl göttlicher als philosophischer Schriften zusammenbrachte. Die Malerei aber und die Skulptur und die Kunst in Metallen zu arbeiten und edle Steine zu fassen, und alles, was er nur feines in dergleichen Künsten ausdenken konnte, liess er niemals vernachlässigen, so dass er auch an überseeischen und schottischen Gefässen, die der Königlichen Majestät als besondere Gabe dargebracht wurden, was er selten und ausgezeichnet fand, zu nutzen wusste. Er führte auch talentvolle, vorzüglich begabte Knaben mit sich an den Hof, oder auf längere Reisen und trieb sie an, sich in allen dem zu üben, was in irgend einer Kunst als das Würdigste sich darbot. Ausserdem beschäftigte er sich mit musivischen Arbeiten

zum Schmuck der Fussböden und verfertigte auch Dachziegel nach eigener Erfindung, ohne irgend eine Anweisung. Um alles kurz zusammenzufassen: er liess keinen Augenblick unbenutzt verstreichen, und als treuer Verwalter der Gemeinde des Herrn war er allen seinen Mitknechten mit dem nötigen Beistand treulich zu Diensten. Während er aber in Christi Schatzkammer alles, was er für angemessen hielt, mit gewissenhafter Frömmigkeit zusammenbrachte, gab er nichts destoweniger, gemäss den Worten des Evangeliums, auch dem Kaiser das Seine, denn dem Kaiser Otto III. war er mit bereitwilligstem Herzen nach Wissen Können zu willen. . . .

Richeri historiarum libri IV. (Richer, Mönch von Saint-Remi, schrieb das Geschichtswerk in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts.)

Lib. I. cap. 5. (Mon. Germ. Scr. tom. III, p. 570.)

Abstammung und Schicksale des Königs Odo.

Zum König erwählt, zeigte er sich in allen Dingen tüchtig und tapfer; nur war es ihm bei den kriegerischen Unruhen selten möglich, die vorkommenden Streitigkeiten beizulegen. . . .

Lib. I. cap. 14. (Mon. Germ. Scr. tom. I, p. 573.)

Charakter des Königs Karl [III., des Einfältigen].

Der König Karl also bezeugte nach seiner Wahl eine grosse Neigung zum Wohlleben. Er war von vortrefflichem Körperbau, von gutem und schlichtem Gemüte. An kriegerische Übungen war er nicht sonderlich gewöhnt, aber in den Wissenschaften wohlbewandert, dazu freigebig und durchaus nicht habsüchtig. Zwei Fehler waren an ihm zu tadeln: er war unmässig in der Wollust und etwas zu nachlässig in der Rechtspflege. . . .

Ergebnisse.

Die Regeln der Cluniacenser bestimmen den Charakter der Biographien der Ottonischen Geistlichkeit und versperren ihnen den Weg zum vollständigen Erfassen des Individuums. Die

Hervorhebung der schönen Gestalt und des schönen Antlitzes, welcher wir in den grossen volkstümlichen Epen so unzählige Male begegnet sind und die in den Biographien Gregors ganz und in denen der übrigen Geschichtsschreiber zum Teil fehlt, tritt uns wieder bei den Ottonen entgegen. Man könnte dies teils als Zeichen des Rückgangs, teils aber auch als Fortschritt betrachten: ersteres weil diese Schilderungen des äusseren Menschen fast ebenso typisch gehalten sind, als im Nibelungenlied und in der Gudrun, und letzteres, weil die Schriftsteller des 10. und 11. Jahrhunderts sich bemühten, auch das Äussere neben den geistigen Fähigkeiten des Menschen zu schildern, was ihnen allerdings nicht besonders gut gelungen ist. Sie kommen, wie schon gesagt, nicht über das Typische hinaus. Über des Abtes Salomons Äussere weiss der Autor nicht mehr zu sagen, als dass dieser ein schönes Angesicht hatte und von hoher Gestalt war. Nicht viel besser ist die Schilderung des äusseren Menschen bei Ekkehard II., hier ergeht sich der Verfasser nur etwas mehr in wohlklingenden Phrasen, wenn er sagt: „Dieser war von Antlitz so schön, dass er die Anblickenden so, wie Josephus von Moses schreibt, um seinetwillen fesselte“ und „so wie Otto der Rote über ihn sagte: ‚Keinem hatte jemals des Benediktus Kutte reizender gesessen‘“ etc. — Die Hauptsache jedoch war dem Biographen, seinen Helden so nahe als möglich dem Ideale zu bringen, inwieweit aber die zu charakterisierende Person Anspruch darauf hatte, kam nicht in Betracht.

Beredsamkeit war eine gern gesehene Tugend an den Geistlichen, und deshalb vermissen wir sie auch nicht in den Charakter schilderungen: sie war dem Bischof Bruno von Köln, als auch dem Abt Salomon eigen, letzterer besass diese Eigenschaft sogar in so hohem Masse, „dass er selten auf den Predigtstufen stand, ohne durch seine gewaltigen Worte den willfähigen Hörern Tränen zu entlocken“. Auch Ekkehard und Bernward von Hildesheim zeichnen sich durch Redegewandtheit aus und alle vier Biographen schreiben ihren Helden ein bedeutendes Wissen unumwunden zu.

Wie demütig Bruno von Köln war, das erzählt uns Ruotger, der fest überzeugt ist, dass es nichts niedrigeres, als diesen Bischof gab. Vom Dekan Ekkehard, der zwar in der Jugend

dem Ruhme näher stand als der Demut, erfahren wir, dass er sich, als er älter war, ganz dieser Tugend hingab.

Enthaltbarkeit mangelt keinem der Geistlichen in den vier angeführten Charakteristiken, alle besitzen sie, der eine in erhöhtem Grade, der andere etwas minder, keinem aber fehlt sie ganz. Selbst Salomon, der sonst den Tafelfreuden nicht abhold war, dazu noch ein fröhlicher Schmausbruder genannt wird, kann sein Biograph nicht ganz als dieser Tugend unfähig bezeichnen, wenn er sich auch nur darauf beschränkt, ihn nicht verschwenderisch zu nennen. Jedoch nicht allein im Essen und Trinken sollten die Geistlichen enthaltbar sein, sondern sie sollten auch jeglichem Luxus fern bleiben. Besonders weiss sich Bruno, dem alles, was zu einem verschwenderischen Leben gehörte, zu Gebote stand, jeglichen Überflusses zu enthalten.

Mit dieser freiwilligen Armut war zugleich eine strenge, gottesdienstliche Askese verbunden, in der namentlich Bernward allen anderen voranging. „Er unterbrach häufig den Schlaf und unterzog sich heimlichen Gebeten, bis die Geistlichen zu den morgendlichen Hymnen sich erhoben. Nach Absingen der Hymnen dehnte er oft den Psalmengesang bis zur Tagesdämmerung aus,“ etc.

Neben den geistigen Beschäftigungen durften aber auch die Hände nicht müßig sein und es übten sich die Geistlichen im Schreiben, d. h. im kunstvollen Malen von Buchstaben. Wiederum ist es Bischof Bernward, der darin eine hervorragende Geschicklichkeit beweist; aber auch die andern drei sind nicht unbewandert in dieser Kunst.

Nächstenliebe, Gastfreundschaft und Almosengeben sind ebenfalls allgemeine Tugenden, denen wir in jedem der vier Porträte begegnen.

Vergleicht man daher die Porträtschilderungen der Ottonen mit denen der Karolinger, so kann man nicht behaupten, dass die Kunst, den Menschen individuell darzustellen, einen bemerkenswerten Fortschritt gemacht habe, da bei ihnen ebenfalls nur wenige individuelle Züge zu verzeichnen sind, wie z. B., dass im Casus St. Galli vom Abt Salomon gesagt wird, er sei ein fröhlicher Schmausbruder gewesen, dem Ideale, das Enthaltbarkeit vorschrieb, entgegengesetzt. Ausser dieser und einigen anderen

kleinen Ausnahmen hält man sich immer noch ängstlich an das Ideal. Die mönchischen Satzungen aber sind reformiert und darum finden sich verschiedene Züge in den Biographien der ottonischen Geistlichkeit, die wir bei den Karolingern vermissen.

Kapitel IV.

Die fränkischen Kaiser. — Vom Anfang des 11. bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts.

Wie sehr sich auch Konrad II. bemühte, die Regierung des Reiches im Sinne Heinrichs II. fortzusetzen, so konnte er doch nicht verhindern, dass die Kirche immer mehr die Oberherrschaft erlangte. Die Bildung war noch durchgängig geistlich und es wurde als Ausnahme angesehen, wenn sich ein Laie mit Wissenschaften beschäftigte, d. h. wenn er imstande war lesen zu können und die lateinische Sprache verstehen und sprechen konnte. Es wurde nicht einmal gern gesehen, wenn ein Fürstensohn sich dem Gelehrtenstande, worunter natürlich immer der Geistliche verstanden wurde, widmete. So hatte Konrad ebenfalls keine wissenschaftliche Bildung genossen, die hingegen seinem Sohne Heinrich, durch Vermittlung von dessen Mutter Gisela, nicht versagt blieb. Unter Heinrich III. entfaltete sich die Bildung der Geistlichkeit zu hoher Blüte und die Künste wurden sorgsam gepflegt, allem voran die Baukunst. Auch die lateinische Sprache war wieder Gemeingut aller Gebildeten geworden und fand Anwendung in bedeutenden Geschichtswerken, an denen es in dieser Epoche nicht mangelt.

Das Leben des ersten fränkischen Kaisers zu beschreiben, hatte sich Wipo, Konrads II. Kaplan, zur Aufgabe gemacht und gibt in diesem Werk ein für unsere Zwecke verwendbares Charakterbild des Herrschers, auf das unten noch näher eingegangen sein wird. Ein anderer bemerkenswerter Schriftsteller dieser Zeit ist Wolphere, ein Schüler des Bischofs Godehard von Hildesheim, der dessen Leben ausführlich beschrieb. Von ihm liegen uns Auszüge aus seinen beiden Ausgaben der Lebens-

beschreibung vor: die erste, die *Vita Godehardi prior*, die eine Überarbeitung der Biographie Bernwards ist, verbesserte er durch eine zweite, die: *Vita Godehardi posterior*. In Bertholds Annalen, die so reich an Lebensbeschreibungen sind, findet sich das Porträt des Reichenauer Mönches Heriman, der auch als Musiker und Dichter der damaligen Zeit sehr beliebt war. Eine von diesem verfasste Grabschrift für seine Mutter Hiltrude enthält ein ziemlich umfangreiches Porträt dieser Frau, das nebst der Lebensbeschreibung Herimans von Berthold unseren Zwecken sehr zu statten kommt. Ebenfalls von Bedeutung für die Geschichte des literarischen Porträts sind die Charakterschilderungen des Herzogs Godefrid II., der Kaiserin Agnes, der Mutter Heinrichs IV. und des römischen Präfekten Crescentius, die uns Berthold überlieferte. Aus der Chronik Bernolds ist nur ein Porträt, das des Abtes Wilhelm von Hirschau von Wichtigkeit für unsere Untersuchungen. Dem Werke Adams von Bremen: *Gesta Pontificum Hammenburgensis* sind zwei Personenschilderungen zu entnehmen, unter denen sich hauptsächlich die des Erzbischofs Adalbert von Hamburg auszeichnet. Eine vorzügliche, allerdings lobrednerische Lebensbeschreibung ist die *Vita Heinrici IV*, von der wir nicht bestimmt wissen, wer sie verfasst hat, sondern nur in Otbert von Lüttich, Dietrich, Abt von St. Alban oder Erlung, Heinrichs IV. Kanzler (1103—1150), die Verfasser vermuten. Sagt diese Schilderung nur Gutes von dem Kaiser, so enthält Brunos: *De bello Saxonico* ein Porträt Heinrichs, das nur von seinen schlechten Seiten erzählt, wie das von Bruno, als ausgesprochenem Feinde dieses Herrschers, nicht anders zu erwarten war. Bei den Heersfelder Annalen Lamberts kommt die Biographie Arnos von Cöln in Betracht und auch Herborts Lebensbeschreibung des Bischofs Otto von Bamberg ist nicht wertlos zur Beurteilung der Persönlichkeitsbeschreibung. Die Chronik Ekkehards, des Abtes von Aura, die so vielen Umarbeitungen vom Autor unterzogen wurde, enthält in ihrem 4. Buche, das die Geschichte von Karl dem Grossen bis auf Heinrich V. behandelt, eine Charakteristik Heinrichs II., die ich ebenfalls zu den Untersuchungen für die Geschichte des literarischen Porträts hinzugezogen habe und der sich kleinere Porträts Heinrichs V. und der Gemahlin Heinrichs III. anschliessen. Es bleibt uns nun noch die böhmische

Chronik des Sklaven Cosmas, die sehr viele, wenn auch nur kurze Porträts, weltlicher und geistlicher Personen aufzuweisen hat. Dieses für die böhmische Geschichte grundlegende Werk wurde von Cosmas um 1110 ausgearbeitet und nach seinem Tode (1125) von verschiedenen Gelehrten fortgesetzt, darunter auch ein Mönch von Sazava, der sie bis zum Jahre 1162 fortführte. In dieser letzteren Fortsetzung befinden sich ebenfalls zahlreiche Biographien, die wert sind für die Entwicklung der Charakteristik untersucht zu werden.

Lassen wir nun selbst die Geschichtsschreiber der Zeit der fränkischen Kaiser von ihren Persönlichkeiten erzählen und sehen wir dann in der darauf folgenden Analyse, wie weit die Kunst, einen Menschen individuell zu schildern, in diesem an literarischen Erzeugnissen so fruchtbaren Zeitalter gediehen ist, oder ob ein Rückgang oder Stillstand zu verzeichnen wäre.

Wiponis vita Chuonradi Imperatoris (Wipo, Priester und Kaplan Konrads II., gleichzeitige Lebensbeschreibung).

Cap. 4. (Mon. Germ. Scr. tom. XI, p. 261.)

Von der Hofeinrichtung und der Königin (Gisela, Gemahlin Konrads II.).

Obgleich sie von so hohem Adel und von der anmutigsten Schönheit war, blieb sie frei von aller Überhebung; im Gottesdienste voll Ehrfurcht, beständig im Gebet und im Almosengeben, und das so geheim sie konnte, merkend auf jenes Wort des Evangeliums: „Lasset eure Gerechtigkeit nicht offenbar werden vor den Menschen“. Denn sie war hohen Sinnes, von vorzüglicher Einsicht, nach Ruhm verlangend, nicht nach eitlem Lob, sie liebte die Sittsamkeit, lag mit Beharrlichkeit ihrem weiblichen Berufe ob, nie unnützerweise verschwendend, spendete sie in ehrbaren und nützlichen Dingen überaus reichlich, sie war reich an Gütern und verstand es, die höchsten Ehrenstellen wohl zu verwalten.

Cap. 6. (Mon. Germ. Scr. tom. XI, p. 262.)

Des Königs Ritt durch die Provinzen.

Sein Ruf wuchs durch seine trefflichen Eigenschaften, heute galt er allen nach dem Inhalt des verkündeten Friedens noch

höher, als gestern, teurer nach der Gnade seines Wohlwollens, verehrenswerter nach dem königlichen Richterspruch. Obgleich er der Wissenschaften unkundig war, unterwies er doch sehr verständig die ganze Geistlichkeit, sowohl öffentlich in liebenswürdiger und freundlicher Weise, als im geheimen mit gebührender Strenge. Die Ritter aber fesselte er dadurch sehr, dass er die althergebrachten Lehren der Eltern keinem der Nachkommen nehmen liess. Ausserdem glaubten sie, dass, in bezug auf die häufigen Geschenke, durch die er sie zu kühner Tat anfeuerte, auf der ganzen Welt sich niemand finde, der ihm gleiche. Es könnte Zweifel erregen, zu erzählen, wie freigebig er war, wie freundlich, wie standhaft, wie unerschrocken, allem Guten geneigt, den Schlechten streng, gegen die Untertanen gütig, gegen die Feinde herb, im Handeln durchgreifend; für das grösstmögliche Gedeihen des Reiches war er unermüdlich tätig und erreichte in kurzem so viel, dass niemand zweifelte, nach Karls des Grossen Zeiten habe kein des Königsthrones Würdigerer gelebt. . . .

Vita S. Godehardi prior. (Godehard, Bischof von Hildesheim 1022—1038. Sein Leben wurde von seinem Schüler Wolphere nach 1035 abgefasst.)

Cap. 3. (Mon. Germ. Scr. tom. XI, p. 171.)

Es waren dort [im Kloster Altaha] unter der Leitung desselben Lehrers noch viele andere Knaben, durch Geburt und Reichtümer nach Ansicht der Welt hochgeehrt. . . . Aber alle, welche dort zu jener Zeit verweilten, übertraf jener, weil die göttliche Gnade ihn durchdrungen hatte, durch die unschätzbare Gabe der Enthaltbarkeit. Denn alle Neigung, welche die Übrigen nach Knabenart Pferden, Reitzug und überflüssigem Kleiderprunk zuwandten, wollte er unausgesetzt lesend, singend oder schreibend, dem göttlichen Dienste widmen; und doch hätte auch er jene Vergnügen, wenn er der Unterstützung seiner Eltern und Verwandten sich hätte bedienen wollen, ebenso leicht sich verschaffen können. Aber es war sein eigener Wille, der ihn von diesen abwandte und allein nach den himmlischen Dingen sich sehnen liess. Denn wie es vom frommen Gregorius heisst, suchte er die Mängel seiner zarten Jahre durch die Reife seiner Sitten zu überwinden und trug aus innerstem Herzensdrang Tag

für Tag sein Kreuz. Selbst arm, folgte er dem armen Christus auf dem Fusse nach, gesellte dem Verein der Christgläubigen so gut er konnte sich bei und freute sich nie mehr, als wenn er dem göttlichen Willen in irgend einer Beziehung nachkommen konnte.

Cap. 4. (Mon. Germ. Scr. tom. XI, p. 171.)

Obgleich er aber von heftigem Eifer für jegliche Vollkommenheit erglühete, liebte er doch ganz besonders das Leben und die Taten der heiligen Väter, so dass er häufig ohne körperliche Erquickung lange Tage mit fortgesetztem Lesen zubrachte...

Cap. 5. (Mon. Germ. Scr. tom. XI, p. 172.)

Schon in zartem Alter hatte er die Demut, welche die Mutter aller Tugenden ist, gleichsam als die Erzieherin sich auswählt. Er liess es sein eifrigstes Bestreben sein, den Älteren Gehorsam, den Gleichalterigen Treue, den Jüngeren Liebe zu beweisen. Er war unermüdlich, göttliche Lobgesänge und Psalmen nach seinem kindlichen Vermögen zu singen; von den Lockungen weltlicher Unreinigkeit, welche jenem Alter so gefährlich sind, wurde er wie durch ein geistliches Bad gereinigt und erblühte in dem Schmucke aller Tugenden. Obgleich er aber in allen kirchlichen Übungen sich immer sehr eifrig bewies, wandte er doch der Kunst zu schreiben eine besondere Sorgfalt zu. So brachte er schon in seiner Jugend eine grosse Zahl theologischer und philosophischer Bücher zusammen. Unter anderen fertigte er auch eine Bibel an, welche noch heute in demselben Kloster bewahrt wird, von wunderbarer Schönheit, aber noch grösserem Nutzen, um daraus im Laufe des Jahres zu lesen und zu singen. Er hatte sie nicht nur geschrieben, sondern auch aus Demut mit eigener Hand das Pergament und alles andere nötige zugerichtet.

Cap. 38. (Mon. Germ. Scr. tom. XI, p. 195.)

Im Nachtwachen, Gebeten und Fasten war er so unermüdlich, dass ihm daraus eine Verachtung jeglichen irdischen Vergnügens erwuchs, und obgleich er dies aus Scheu vor allem prahlerischen Wesen zu verheimlichen suchte, so musste es doch uns, die wir ihm — wenn nur mit gebührender und schuldiger

Pflichttreue! — beständig treu zur Seite waren, wegen seines unablässigen übermässigen Eifers leicht in die Augen fallen. Denn, nachdem er die Komplet gehörig beendet hatte, legte er sich nieder und ruhte bis Mitternacht; dann stand er auf und brachte den übrigen Teil der Nacht unter Psalmen und Gebeten schlaflos zu, bis man zur gemeinschaftlichen Mette sich erhob. Waren aber in der Stunde, in welcher der Gesang beginnen sollte, die Kleriker durch ein Zeichen zusammenberufen und die Mette nebst dem Gebet für die Verstorbenen beendet, so blieb er, falls die Nacht noch nicht ganz vorüber war, bis zur ersten Stunde im gewohnten Gebet. Darauf hörte er die Messe, oder sang sie häufig selbst und ging, wenn nicht etwa durch ein unvorhergesehenes Hindernis abgehalten, zu den Arbeitern hinaus, deren er eine unzählige Menge täglich mit Ausnahme der Festtage durch verschiedene nützliche Werke beschäftigte. Häufig setzte er sich, damit alles gut gelänge, zu ihnen hin, prüfte fleissig die Leistungen der Einzelnen und liess sich dabei von einem Geistlichen die Psalmen vorlesen, wenn nicht jemand hinzukam, dem er infolge seiner Amtsgeschäfte Bescheid geben musste. Auch den Klerikern in seiner Umgebung besorgte er, wo er auch sein mochte, einen geeigneten Ort, wo jeder derselben nach seiner Neigung mit Lesen, Singen oder Schreiben sich beschäftigen konnte, bis sie in der Stunde der Erquickung bei dem Bischofe, wenn er zu Tische ging, zusammenkamen. Nichts war ihm lieber, als reichlich Almosen zu geben, denn er erquickte Tag für Tag vor seiner eigenen Mahlzeit eine zahllose Menge von Armen aus öffentlichen Mitteln. Die Schwächeren nahm er sogar mit ins Haus und stärkte sie dort sorglich mit kräftigeren Speisen. Allen, die er in der Stadt oder Vorstadt krank wusste, liess er nicht allein stärkende Nahrungsmittel, sondern auch jede andere Fürsorge gütigst zukommen.

Cap. 39. (Mon. Germ. Scr. tom. XI, p. 196.)

Seine gewohnte Enthaltbarkeit können wir unmöglich hinreichend bewundern; denn ich glaube auch unter den bewährtesten Männern ist keiner, der sie nachahmen könnte, und hätte ich sie nicht oft mit eigenen Augen mit Bewunderung und Staunen angesehen, so ist Gott mein Zeuge, dass weder Worte

noch Schriften sie mir glaublich machten. Denn wenn er mit den Seinigen bei Tische sass und nun ein recht schmackhafter, wohlbereiteter Fisch aufgetragen wurde, so nahm er ihn mit froher Miene, als habe er grosse Lust zum Essen, in Empfang, zerschnitt ihn und verteilte ihn ganz den Umhersitzenden, die es am meisten zu verdienen schienen. Er selbst begnügte sich gewöhnlich mit Brot und häufig mit Pflanzenkost und Gemüse. Und während die Übrigen täglich an Wein und Meth sich erfreuten, löschte er seinen Durst nur mit Wasser, falls er nicht etwa durch die Anwesenheit von Gästen gezwungen wurde oder von unsern Ersten bei dem Namen Christi beschworen, gehorchen musste. An Sonntagen und andern Festtagen jedoch machte er eine Ausnahme und nahm Fische, Wein, Bier und auch Honig, aber immer kärglich und nie bis zur Sättigung. Alle Fasten an den vier Zeiten und alle Vigilien der Heiligen beobachtete er häufig durch zwei- oder dreitägige Fasten und Nachtwachen. Die vierzigjährige Fastenzeit hindurch, von ihrem Anfange bis Ostern, fastete er, seitdem er Bischof geworden war, bei Wasser und Brot, machte dann auch an Sonn- und Festtagen keine Ausnahme, wenn er es nicht, wie gesagt, wegen einer unabweislichen Aufforderung gegen seinen Willen tun musste. Und dies geschah sehr selten, weil man seinen Vorsatz kannte und endlich niemand mehr in ihn dringen mochte. So oft er aber von Ankommenden oder Verweilenden ermahnt wurde, er möge besser für sich sorgen, gestand er, wegen der beständigen Gewohnheit zu fasten, sei es ihm unmöglich kräftigere Speisen und Getränke zu geniessen. Je länger er also eine solche Enthaltbarkeit übte, um so mehr wurde er dafür durch Gottes Gnade gekräftigt, die offenbar ihn in allem begleitete.

Vita S. Godehardi posterior (um 1065 abgefasste, spätere Ausgabe desselben Verfassers).

Cap. 29. (Mon. Germ. Scr. tom. XI, p. 212.)

Als aber das Ende des frommen Vaters unverkennbar herannahte, strebte er mit verdoppeltem Eifer für gute Werke von Tugend zu Tugend empor, auf dass er verdienen möge, den Gott der Götter in Sion zu schauen. Ja, schon war die Zeit zu schaffen und zu wirken für ihn vorüber und er versenkte sich

ganz in die Anschauung der höchsten Weisheit. Nur für drei Dinge machte er eine Ausnahme: den Psalter, das Almosengeben und vor allem für die Enthaltbarkeit, seine Begleiterin und Freundin. Wenn er in einem seltenen Falle an einem Feste von den Brüdern sich zwingen liess, kräftigere Speisen oder stärkeren Trank gegen seine Gewohnheit zu sich zu nehmen, so war dies dem Körper mehr zur Unbequemlichkeit als zur Erquickung. . . .

Herimanni Augiensis Chronicon. (Hermann, Mönch im Kloster von Reichenau, geb. 1013, † 1054.)

(Mon. Germ. Scr. tom III, p. 130, 131.)

Ein Teil der Grabschrift Hiltruds, Herimanns Mutter und Gemahlin des Grafen Wolfrad.

Hiltrud, Dürftiger Mutter, der Ihrigen Hoffnung und Hilfe
Gibt was der Erde gebührt, hier in dem Hügel zurück;
Welche die hochgebietenden Eltern aus edelem Stamme
Adele, sie durch den Glanz leuchtenden Strebens erhob.
Keusch schloss nur einmal sie ein heiliges Bündnis der Ehe,
Lebte dem göttlichen Dienst widmend den Sinn und das Herz.
Sie begnügte sich mit dem bescheidenen Teile der Martha,
Blieb der Lehre, die sie gab, in dem Leben getreu.
Mild und fromm erfreuete sie die Armen mit Kleidung,
Speise, Fürwort und Gang, wo nur es heischte die Not.
Doch vor allem erquickte mit Glauben sie gläubige Freunde
Allen zeigte sie sich immer willfährig und hold.
Auch sanftmütig und duldsam und nimmer zum Streite geneiget
Aller Welt sie gefiel und, wie wir hoffen, dem Herrn.
Kreuzigte Sinnen und Fleisch und wallte zu heiligen Stätten,
Betend und eifrig bemüht himmlische Hilfe zu fahn.
Und dies, glaube mir, dichte ich nicht in eiteler Rede,
Noch mit prunkendem Lob rühm ich die Mutter als Sohn:
Frage die Stimme des Volkes ringsum in den Auen der Heimat,
Willst du hören, dass ich wenig von vielem nur gab.
Als am Ende sie oft sich auch durch offene Beichte
Reinigte, treu und fromm immer ergeben dem Herrn,
Stark im Glauben und sicher in Hoffnung und reich in der Liebe,
Ging sie glücklich aus dem leidigen Leben hinweg.

Bertholdi Annales. (Berthold, Schüler Herimanns.)

(Mon. Germ. Scr. tom. V, p. 267.)

I. Leben Herimanns von Reichenau.

Herimann, auch heerer Mann, ein Sohn des frommen Grafen Wolverad, war seinem äusseren Menschen nach in Folge eines Gichtleidens von früher Jugend auf an allen Gliedern gelähmt, innerlich aber durch geistige Begabung über alle Zeitgenossen wunderbar erhaben und bewältigte aus sich selbst und mit seinem Verstande die Schwierigkeiten jeglicher Wissenschaft, sowie die Feinheiten des Versmasses. Von seinen ersten Jahren an fortwährend und ohne Unterlass solchen Studien hingegeben, wurde er gross durch eine so vollständige Kunde göttlicher und weltlicher Gelehrsamkeit, dass ihn alle die von verschiedenen Seiten zu seiner Unterweisung und Lehre zusammenströmten, anstaunten und bewunderten. Er war aber in so hohem Grade an allen Gliedern gelähmt, dass er sich von der Stelle, wo man ihn hingelegt, ohne fremde Hilfe weder fortzubewegen, noch auch nur auf die andere Seite zu wenden vermochte, und nur in einer Art Tragsessel, auf welchen ihn sein Diener niedergelassen hatte, mühsam und gekrümmt sitzen konnte, um irgend etwas vorzunehmen. Auf demselben war dieser tüchtige und wunderbare Zögling heiliger Verrichtung, obgleich er mit seiner lahmen Zunge und Lippen nur gebrochene und schwerverständliche Laute, so gut es eben ging, langsam hervorbrachte, seinen Hörern doch ein beredter und eifriger Lehrer, voll Leben und Witz, sehr schlagfertig im Wortgefechte und verfehlte niemals an ihn gestellte Fragen bereitwilligst zu beantworten. Bald schrieb er etwas Neues mit seinen gleichfalls gelähmten Fingern mühsam nieder, bald las er für sich, oder er las anderen vor, und so war er immer mit irgend einer nützlichen oder notwendigen Verrichtung aufs eifrigste beschäftigt, wahrhaft ein Mann ohne Klage, der nichts Menschliches sich fern erachtete. Wirklich übte er fleissig die demütigste Nächstenliebe und die liebevollste Demut, befeissigte sich einer wunderbaren Geduld, war ein zuverlässiger Diener des Gehorsams, ein Liebhaber der Keuschheit, bewahrte eine jungfräuliche Unbeflecktheit, erzeugte

mit der heitersten Miene Barmherzigkeit, war ein wirklich katholischer Prediger des unverfälschten Glaubens, ein unbesiegter Zeuge und Verteidiger der Wahrheit, ein erprobter Lehrer der christlichen Religion und ein Mann von grosser Bescheidenheit, Nüchternheit und Enthaltbarkeit, der nämlich von Kindheit an niemals Fleisch ass, lag dem Psalmengesang, dem Gebete und dem Lobe Gottes, wie es sein Amt erforderte, fleissig ob und war nach Annahme der Mönchsregel, welche er um sein dreissigstes Lebensjahr auf das Zureden Berns, des Abtes von Augia, eines heiligen und weisen Mannes, erwählt hatte, sowie während seines ganzen ehrwürdigen und heiligen Lebens ein rechtläubiger Diener. Voll wunderbaren Wohlwollens, Freundlichkeit, Heiterkeit und Menschlichkeit, erzeugte er sich nach Kräften gegen alle willfährig und hilfreich; er war nämlich allen alles geworden und wurde von allen geliebt. Der Unbilligkeit aber, der Ungerechtigkeit und jeglicher Verkehrtheit und Bosheit, oder allem was gegen Gott geschieht, blieb er glücklich bis an das Ende seines Lebens ein Feind und unermüdlicher Bekämpfer.

Die Grundsätze und die Regeln der Rechenkunst, in welcher er sich vor allen früheren nicht wenig auszeichnete, nebst einigen verwandten Gegenständen, hat er recht verständig zusammengestellt und geordnet und, ausser anderem, auch über die natürliche Beleuchtung des Mondes die bewährtesten Regeln gefunden, nach welcher man aufs genaueste weiss, zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht derselbe von der Sonne beleuchtet wird; auch für die Berechnung der Mondfinsternisse hat er ganz sichere Regeln ausgedacht. Auch eine Geometrie von wahrhaft nicht geringem Werte für diese Wissenschaft, wie denn hierin keiner seiner Vorgänger ähnliche Kenntniss und Scharfsinn besass, hat er in natürlicher Folge und Ordnung mit Zahlen und Figuren niedergeschrieben. Ferner hat er, den kein Musiker an Geschicklichkeit übertraf, ausser vielen andern solcher Art, auch vollständige geschichtliche Lieder vom heiligen Georg, den heiligen Gordian und Epimachus, der heiligen Martyrin Afra, dem heiligen Bekenner Magnus und heiligen Bischof Wolfgang und noch viele andere mit wunderbarer Anmut und Wohllaut in Verse und Melodien gebracht. . . .

Die weitere Fortsetzung der Chronik von Berthold.

(Mon. Germ. Scr. tom. V, p. 274.)

Herzog Gotefrid II., von Ober-, später von Nieder-Lotharingen.

Herzog Gotefrid, hervorragend unter den Weltleuten, in Erinnerung an seine Sünden sehr leicht zur Vergiessung von Tränen bewegt und sehr freigebig in Spendung von Almosen, welche er aus seinem Gesamtbesitz und seinen Schätzen den Armen und Kirchen in einer Weise erteilte, dass er, fast entblösst, ein Träger des blossen Kreuzes wurde, durch vollkommene und tränenreiche Reue ein anderer Mensch geworden, so dass man nicht bezweifeln darf, dass er von hier aus glücklich zum Bürgerrecht des Himmels gelangt sei, starb schon ganz in den Himmel erhoben eines seligen Todes, nachdem er seine Seele demjenigen empfohlen, nach dessen Gnade er in frömmster Hingebung geseufzt.

(Mon. Germ. Scr. tom. V, p. 303—304.)

Agnes, Mutter Heinrichs IV.

Dieselbe hatte seit achtzehn Jahren, wo sie, die königlichen Ehren und die Freuden des weltlichen Lebens verachtend, mit dem heiligen Gewande bekleidet worden, mit allem Eifer ein klösterliches Leben geführt. Dem Psalmengesang und dem Gebete lag sie Tag und Nacht unermüdet ob; ihren Leib mit allen seinen Fehlern und Begierden kreuzigte sie, als wahre Nachfolgerin Christi sich selbst verleugnend, mit übergrosser Strenge. Es waren nämlich neben der wünschenswerten Zerknirschung des Herzens die von Gott geschenkten Tränen ihre beständige Speise, indem sie mit Czechias fortwährend aller ihrer Lebensjahre in der Bitterkeit ihres Herzens gedachte. Denn je grösser sie in der Herrlichkeit der Welt war, um so mehr demütigte sie sich in allem. Deshalb schaute der heilige Geist auf die Demütige und Arme im Geiste. Nachdem sie den königlichen Schmuck abgelegt und unter die Armen Christi und die Kirchen verteilt hatte, trug sie nur geringe Kleidung, nicht nur hierin, sondern in allem darauf bedacht, alles Überflüssige zu vermeiden. Sie war gewohnt sich als ihre eigene Anklägerin in täglicher Beichte, nicht nur ihrer Werke, sondern auch ihrer

unordentlichen Gedanken und Träume zu reinigen. Sie sah nämlich sehr darauf beständig Gewissensräte, welche sie als frömmere als die übrigen kannte, als unzertrennliche Begleiter um sich zu haben und war bestrebt, sich durch ihre tägliche Vorlesung, ihren Umgang, ihre Regel und heilige Betrachtung gegen alles sicher zu stellen, denn welche Bürde sie ihr unter der Pflicht des Gehorsams auch auferlegten, sie trug sie als freiwillig Gott untergeben. Ihr Fasten war einfach und nicht übertrieben, ihr Tisch bescheiden, nüchtern und wunderbar mässig, und bei ihrem Mahle wurde immer aus den heiligen Schriften vorgelesen, was ihr auch eine Speise war und eine erfreuliche Erquickung der Seele. Dabei wurde Christus in den Armen immer sorgsam als Gast bedient. Sie machte sich nämlich mit dem ungerechten Mammon Freunde, damit diese sie, wenn es ihr in allem fehlte, in die ewigen Hütten aufnahmen, denn was sie aus ihren Erbgütern beziehen konnte, die einer so hohen Dame reiche Einkünfte lieferten, das verteilte sie, ihren nötigsten Bedarf ausgenommen, täglich sorgsam an dergleichen Bedürftige. Warme Bäder und weiches Lager mied sie gänzlich; ihr Lager war häufig die Erde oder sonst etwas Hartes, mit einer Binsenmatte, einem Teppich oder etwas wenigem Stroh notdürftig ausgestattet, und, wenn sie sich, ihren schwächlichen Körper vom Schlafe übermannt, ein wenig erquickt hatte, eilte sie sofort unverdrossen zur Vigil und ihren sonstigen Gebeten, sie, die Christus im Herzen trug und sein Wort und Psalmen-gesang immer im Munde führte. Von den Beschwernissen, welchen sie sich unterzog, ist nur der allein Zeuge und Mit-wisser, mit dem sie einen so vertrauten Umgang gepflogen hat. Alle die Ihrigen hat sie durch übermässiges, Tag und Nacht fortgesetztes, Arbeiten beschämt, indem sie mit eigenen Händen Kleider für die Armen verfertigte, in den ekeleregenden Armen, besonders denen mit Krätze, Aussatz und Geschwüren behafteten, denen Eiter entfloss, oder welche durch irgend ein Leiden üblen Geruch hatten, durch Baden, Bähnen und fleissiges Besuchen Christo diente und gegen alle Diener Gottes sich vollkommen demütig und freundlich erwies, wie dies die gesamte Menge dieser Leute im ganzen Lande und mit einer Stimme zu verkündigen nicht unterlässt. Sie war bestrebt allen Geist-

lichen und Ordensleuten in Kirchen und Klöstern so gut sie nur konnte, die Geschenke ihrer Freigebigkeit mitzuteilen und machte sich so im einzelnen wie im allgemeinen ihrer Verbrüderung und ihres Gebetes sorgfältig teilhaft. Den Ketzern und Scheinheiligen aber begegnete sie, wie sie denn ohne Ansehen der Person gegen alle sehr freimütig war und herbe Worte nicht sparte, äusserst unfreundlich und leistete ihnen, als ihre erklärte Feindin, durch ihr Ansehen und durch die geschickte Widerlegung ihrer Behauptungen Widerstand, besonders den Nicolaiten und Simonisten. . . .

(Mon. Germ. Scr. tom. V, p. 304—305.)

Crescentius, Centius, Präfekt von Rom.

Im Sommer dieses Jahres (1077) wurde der Präfekt der Stadt Rom von einigen Verwandten des Quintus meuchlerisch ermordet. . . . In diesem Streite seines Gehorsams war dieser Mann Gottes ein vollkommener Eiferer, ein Feind der Ketzer, ein gerechter Richter, ein freigebiger Almosenspende, von grosser Zerknirschung und bei seinem andächtigen Gebete mit der Gnade der Tränen begabt, liebte die Keuschheit und Enthaltbarkeit ganz besonders, wie er denn als Junggeselle vermählt und bald darauf zum Witwer geworden, in diesem Stande verblieb, indem er die Begierden der Jugend nach dem Rate des Apostels standhaft zurückdrängte. Er war liebevoll, demütig, gastfrei, sanft, freundlich, beharrlich, bescheiden, geduldig und langmütig, friedliebend und aufrichtig, ein eifriger Kämpfer und Verwalter von wahrhafter Frömmigkeit. Er wandelte in der Führung eines heiligem Lebenswandels und christlichem Kampfes, klug im Fleische, aber nicht nach dem Fleische und endigte das zeitliche Leben im glücklichen Martertode für Recht und Glauben, um sofort dafür die unaussprechliche Unsterblichkeit des ewigen Lebens zu erlangen und vor allem die zu ersehende Glückseligkeit des immergrünenden Paradieses. . . .

Bernoldi Chronicon. (Bernold, 1084 zu Constanz zum Priester geweiht.)

(Mon. Germ. Scr. tom. V, p. 451.)

Willihelm, Abt von Hirschau.

Willihelm, frommen Angedenkens Abt von Hirschau, ein für die Sache des heiligen Petrus glühender und im mönchischen

Leben sehr eifriger Mann, der Vater vieler Klöster, ging am 5. Juni (1091) zum Herrn heim. Er hat znerst das Kloster Hirschau sowohl durch Baulichkeiten, als auch durch geregelte Strenge wunderbar gehoben und unter dem Papste Gregor es durch ein Privilegium des apostolischen Stuhles für immer frei gemacht. Auch hat er mehrere Klöster im Umkreise neu errichtet. . . . Er hat auch viele Denkmäler seiner natürlichen Begabung uns hinterlassen. Denn nach dem Vorbilde der Halbkugel des Himmels erdachte er ein natürliches Horologium; er zeigte, wie man durch zuverlässige Versuche die natürlichen Solstitien oder Tag- und Nachtgleichen und den Stand der Welt findet, und dieses alles hat ein Schüler von ihm schriftlich aufzuzeichnen sich bemüht; auch viele Fragen aus der Rechenkunst hat er auf die bewährteste Weise gelöst. In der Musik war er sehr erfahren und hat viele feine Dinge in dieser Kunst, die den alten Lehrern unbekannt waren, aufgehellet, auch viele Irrtümer, die er in Gesängen vorfand, sehr vernünftig und kunstgemäss verbessert. Im Quadrivium schien er allerdings fast allen Alten überlegen zu sein. Aber alle diese Dinge wurden in ihm von dem Eifer für mönchische Zucht überwogen und in dem entbrannte er so ganz und gar, als wenn er niemals einen anderen Gegenstand seines Eifers gehabt hätte. Er war nämlich ein Mann von wunderbarer Heiligkeit, von heiliger Einfalt, von der glühendsten Liebe, Gott lebend und der Welt in Wahrheit gekreuzigt; ihn hat zur ewigen Heimat in hohem Alter abgerufen der Herr, dem er selbst von Jugend auf in dieser Pilgerschaft mit unermüdlicher Arbeit gedient hat.

Mag. Adami Gesta Pontificum Hammenburgensis Ecclesiae Pontificum.

Lib. II. cap. 67. (Mon. Germ. Scr. tom. VII, p. 330, 331.)

(Bescelin Alebrand, Erzbischof von Hamburg, 1035—1045.)

Bescelin, zugenannt Alebrand, sass zehn Jahre auf dem erzbischöflichen Stuhle; ein Mann, geschmückt mit Vorzügen aller Art, des Bischofsamtes würdig, Gott und Menschen lieb. . . . Zu des glückseligen Mannes Liebe reicht alles was wir sagen mögen, nicht hin und noch habe ich von keinem gehört, der mit dem Lobe desselben nicht einverstanden gewesen wäre. Denn

um in einem kurzen Abrisse ein Bild seines Verdienstes zu geben, er war ein Vater des Vaterlandes, eine Zierde der Geistlichkeit und des Volkes Heil, ein Schrecken den bösesinnten Mächtigen, ein Muster den Gutgesinnten, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und durch sein Bestreben, alles zur Vollkommenheit zu bringen. Seine Worte und Taten bleiben insgesamt in lieblichem Gedächtnis bei den Nachkommen.

Während er nun gegen jedermann sich so benahm, wie jeder es nur wünschen konnte, so wachte er doch mit besonderer Sorgfalt und Liebe über die Geistlichen, so dass er es kaum ertragen konnte, wenn auch nur ein böses Wort über sie geredet wurde. Das Kloster liess er neu bauen und ordnete zuerst für die Domgeistlichen die Mittagstafel an. Da nämlich bis dahin die Pfründe zu dürftig erschien, richtete er die dreissig Mahlzeiten, welche Bischof Libentius alljährlich zu geben verordnet hatte, durch Hinzufügung einiger Zehnten von seiner Seite in solcher Weise ein, dass den Brüdern täglich ausser der gewöhnlichen Nahrung noch ein Weissbrot gereicht wird, am Sonntage aber auch einem jeden ein doppeltes Mass Met. Denn auch Wein beabsichtigte er, obwohl derselbe in Sachsen nicht wächst, den Brüdern reichen zu lassen, was er auch, so lange er lebte beinahe durchführte. Nachdem er also den Mittagstisch in Ordnung gebracht hatte, legte er die Hand an das Kloster, welches er, nachdem es bisher von Holz gewesen war, nunmehr in ein steineres Gebäude verwandelte. . . .

Lib. III. cap. 1, 2. (Mon. Germ. Scr. tom. VII, p. 335, 336.)

(Adalbert, Erzbischof von Hamburg, 1045 — 1072.)

Kap. 1. Da jedoch jener merkwürdige Mann mit jeglicher Art des Lobes gepriesen werden kann, weil er edel von Geburt, weil er schön von Gestalt, weil er weise, beredt, keusch und mässig war — so vereinte er also alle diese Vorzüge in sich; allein er besass ausserdem auch noch andere, die dem Menschen von aussen zuzufliessen pflegen, dass er nämlich reich ist und glücklich, dass er Ruhm erwirbt und Macht; auch diese Vorzüge standen ihm im Überflusse zu Gebote. Ausserdem bewies er in betreff der Heidenmission, welche der vornehmste Beruf der Hamburger Kirche ist, eine Tätigkeit, wie nie einer vor ihm.

Ebenso hatte er in der feierlichen Ausübung gottesdienstlicher Handlungen, in der Ehrerbietung gegen den apostolischen Stuhl, in der Treue gegen den Staat, nicht minder in der Sorge für seinen Sprengel, kaum seinesgleichen oder einen, der in seinem Amte als Seelenhirt in irgend einer Beziehung sich wachsamer zeigen konnte als er, wäre er nur beharrlich so geblieben. Denn nachdem er im Anfang sich so erwiesen hatte, erschien er gegen das Ende seines Lebens minder gut.

Kap. 2. Es war nämlich ein Mann von sehr vornehmer Abkunft; seine erste Würde war die eines Probstes zu Halberstadt; sein Geist war scharfsichtig und mit einem reichen Vorrat von Fähigkeiten versehen. In geistlichen, wie in weltlichen Angelegenheiten von grosser Klugheit, hatte er ein berühmt starkes Gedächtnis für die Festhaltung dessen, was er von andern vernahm, oder durch wissenschaftliche Studien sich sammelte, und eine ausserordentliche Beredtsamkeit, dasselbe vorzutragen. Ferner war er ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers und dabei ein Freund der Keuschheit. Seine Freigebigkeit aber war derart, dass er, während er selbst es für unwürdig hielt, zu bitten, und während er im Empfangen langsam war und sich dadurch gedemütigt fühlte, dagegen bereitwillig und freudig oft auch denen reiche Gaben gewährte, die nicht darum baten. Seine Demut erscheint in einem zweideutigen Lichte, da er sie allein gegen die Knechte Gottes, die Armen und die Pilger erwies, und zwar in dem Grade, dass er oft vor dem Schlafengehen dreissig und mehr Bettlern selbst niederknien die Füsse wusch, wogegen er sich vor den Grossen dieser Welt und vor seinesgleichen zu keinerlei Art von Demutsbezeugungen verstand. Vielmehr entbrannte er mitunter gegen sie von solchem Eifer, dass er die einen der Ausschweifung, die anderen der Habsucht, manche auch des Unglaubens zeihend, durchaus keinen verschonte, der ihm eine Rüge zu verdienen schien. Da nun so viele Tugenden zu einem Kranze vereinigt waren, so hätte ein Mann wie er wohl glücklich sein und genannt werden können, wäre nur nicht ein Fehler im Wege gewesen, dessen Hässlichkeit allen Glanz, in dem der Erzbischof sonst strahlte, verdunkelte, dies war die Eitelkeit, die vertraute Hausmagd der Reichen. Diese machte den sonst so klugen Mann so verhasst, dass manche sagten, auch

das sehr viele Gute, welches er tat, tue er nur um zeitlichen Rumes willen. . . . Uns aber, die wir mit diesem Manne zusammen gelebt und sein tägliches Leben beobachtet haben, ist es bekannt, dass er als Mensch zwar einiges der Welt zu Ehren tat, dagegen aber vieles als ein guter Mensch, von wahrer Gottesfurcht getrieben. Und obwohl seine Freigebigkeit gegen alle das Mass überschritt, so habe ich doch gefunden, dass er auch aus dem Beweggrunde freigebig war, weil er, um die Kirche zu bereichern, manche durch Gefälligkeiten zu gewinnen suchte, wie z. B. Könige und deren nächste Ratgeber; wogegen er andere, die seiner Kirche in irgend einer Weise zu schaden schienen, mit dem bittersten Hasse verfolgte, wie z. B. unsere Herzöge und manche Bischöfe.

Lib. III. cap. 61. (Mon. Germ. Scr. tom. VII, p. 360.)

Gar zahlreich waren die Zeichen oder Vorbedeutungen seines nahen Todes, und zwar so schrecklich und ungewöhnlich, dass sie uns, und wie es schien den Erzbischof selbst beängstigten und so ausserordentlich und offenbar, dass jeder, der sein unruhiges Wesen und seine unbeständige Gesundheit sorgfältiger beobachtete, ohne Bedenken erklärte, sein Ende sei gekommen. Es erschien nämlich das Benehmen dieses Mannes, obwohl es auch sonst schon immer von der Gewohnheit anderer Menschen abwich, zuletzt gegen sein Ende hin, als ein unmenschliches, unerträgliches und ihm selbst nicht mehr ähnliches, besonders seit dem Tage seiner Vertreibung und der Verheerung seiner Diözese, welche damit verbunden war. Seit jenem Tage liess er sich von Scham, Zorn und Schmerz mehr als es einem weisen Manne ziemte, beherrschen und wurde, weil er kein Mittel fand, die Güter seiner Kirche wieder zu erlangen, aus allzugrossem Kummer über die vielfältigen Bedrängnisse, ich wage nicht zu sagen, wahnsinnig, war aber doch seines Verstandes nicht mehr mächtig. Darum konnten von den Handlungen, die er von da an verrichtete, manche von Irrsinn und Wahnwitz zu zeugen scheinen, so dass selbst der wahnsinnige Orest geschworen hätte, sie seien eines Wahnsinnigen Werke. Dahin gehört z. B., dass er, wie wir oben erzählt haben, die ganze Nacht hindurch wachte, den Tag aber mit Schlafen hinbrachte. Ebenso dass er, indem er

sich vom Anhören der Wahrheit abwandte, zu Fabeln und Träumen sich hinwandte. Ferner dass er, nicht mehr denkend an die Almosen der Armen, alles was er erlangen konnte, unter die Reichen und zumal unter die Schmeichler verteilte. Ingleichen dass er, als er nach Verschwendung der Kirchengüter nichts mehr übrig hatte, von der Beraubung der Notleidenden lebte und von dem, was den frommen Stiftungen gesetzmässig zukam. Nicht minder, dass er aus einer Probstei eine Pachtung und aus einem Hospital eine Probstei machte. . . . Auch dass er ausserordentlich leicht zum Zorne gereizt, einige mit eigener Hand blutrünstig schlug und viele mit Schmähereden so schimpfte, dass er eben so sehr sich selbst, als sie entehrte.

Auf diese Weise ward er gegen sein Ende hin ein ganz anderer Mensch, als er früher gewesen war und verlor ganz seinen früheren Wert, so dass weder er selbst noch sonst jemand wusste, was er wollte, oder was er nicht wollte. Übrigens war seine Beredsamkeit bis an sein Ende so gross, dass, wenn man ihn predigen hörte, man sich leicht überredete er tue alles mit vollem Verstande und grosser Würde.

Brunonis liber de bello Saxonico.

Cap. 10. (Mon. Germ. Scr. tom. V, p. 383.)

(Heinrich IV.)

Denn soviel unmenschliche Mordtaten hat er vollbracht, dass es zweifelhaft bleibt, ob er mehr wegen seiner schandbaren Wollust, oder wegen seiner unerhörten Grausamkeit verrufen sei. Gegen alle war er entsetzlich grausam, aber gegen niemand so sehr wie gegen seine vertrauteste Umgebung. Wer an allen seinen Heimlichkeiten Teil hatte und um seine Frevel und Untaten wusste oder ihm dabei half, der musste, während er unbesorgt an dem Ratschlage über den Mord anderer teilnahm, selber den Tod erleiden, welchen er für sich nicht befürchtet hatte. Und für welches Vergehen? Weil er ein Wort gegen seinen Willen gesprochen, oder auch schweigend, nur durch eine Miene verraten hatte, dass ihm ein Anschlag des Königs missfalle. Denn er hatte viele Ratgeber, aber niemand wagte ihm einen Rat zu

geben, der nicht nach seinem Willen gewesen wäre. Wenn jemand auch unbewusst ihm zu etwas riet, welches gegen seine Meinung war, so büsste er diesen unbewusst begangenen Fehler mit seinem Blute. Und niemand liess er seinen Zorn merken, bis er ihn, der nichts böses ahnte, ums Leben brachte.

Vita Heinrici IV Imperatoris.

(Mon. Germ. Scr. tom. XII, p. 271—272.)

Bei Tafel selbst schauderte er nicht vor dem Eiter und Geruch des Geschwürigen, während der den Tisch Bedienende vor dem Übelriechenden die Nase in Falten zog, oder verstopfte. In seinem Schlafgemache lagen Blinde, Lahme und allerhand Kranke, die er selbst entschuhete, niederlegte, bei Nacht sich erhebend bedeckte, ohne selbst die Berührung dessen zu scheuen, den seine Krankheit zur Verunreinigung seines Lagers nötigte. Auf der Reise zogen ihm die Armen voraus, begleiteten ihn und folgten nach; und wiewohl er ihre Pflege seinem Vertrautesten empfohlen hatte, er pflegte sie dennoch selber, als wären sie keinem empfohlen. Auch auf seinen Höfen allenthalben hatte er Unterstützungen für die Armen angeordnet und kümmerte sich selbst um ihre Anzahl und ihren Tod, um sowohl der Verstorbenen zu gedenken, wie ihrer Ersetzung durch andere gewiss zu sein. Wenn ein unergiebiges Jahr Hungersnot erwarten liess, so übernahm er den Unterhalt vieler Tausender, wohl eingedenk der göttlichen Vorschrift: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon etc. . . . Bald liess er den Kaiser blicken, bald nur den Ritter und bekundete mit dem einen die Würde, die er trug, mit dem andern seine Demut. Er war von solchem Scharfsinn und so hoher Einsicht, dass, wenn die Fürsten bei einer Rechtsentscheidung oder in Staatsverhandlungen unentschlossen waren, er alsbald den Knoten löste und, als hätte er aus den Geheimnissen der Weisheit selbst geschöpft, das Rechte und das Nützliche zu erkennen gab. Er merkte auf die Worte anderer, sprach selber wenig und gab nicht voreilig seine Meinung ab, sondern erwartete die der andern. Hatte er sein scharfes Auge auf eines Menschen Antlitz geheftet, so durchdrang er die Regungen seines Innern und sah wie mit Luxaugen, ob jener

im Herzen Hass oder Liebe zu ihm trug. Auch das darf man rühmen, dass er im Gewühl der Fürsten über die anderen hervorragend, gleichsam über seine eigene Person emporzuwachsen schien und in seinen Zügen eine Furcht gebietende Hoheit zeigte, mit der er wie mit einem Blitze die Augen der Betrachtenden zurückscheuchte, während er unter seinen Hausgenossen und im engeren Kreise von sanfter Miene und an Gestalt den andern gleich gesehen ward.

Nicht allein die Fürsten seines Reichs fürchteten ihn, auch die Herrscher des Morgenlandes und des Abendlandes erschreckte sein Name so sehr, dass sie zinsbar wurden, ehe sie besiegt waren. Selbst der König von Griechenland hielt, seine Unruhe zu verbergen, um seine Freundschaft an und in der Besorgnis, er könne sein Feind werden, kam er ihm, damit er es nicht würde, mit Geschenken zuvor. Dafür zeugte die goldene, wegen ihrer seltenen Kunst, wie ihres Metallgewichts bewunderungswürdige Altartafel zu Speier, welche der König von Griechenland, da ihm des Kaisers leidenschaftliche Neigung und Vorliebe für das speiersche Münster zu Ohren kam, als eine edle Gabe überschickte, gleich würdig des Senders, wie des Empfängers. Auch der König von Afrika, dem die Macht des Kaisers in grosse Bestürzung setzte, bereicherte ansehnlich seine Schatzkammer. Die Bedrücker der Armen bedrückte er, die Räuber gab er der Beraubung preis, die Widerspenstigen und die sich wider seine Macht erhoben, schlug er derart, dass an ihren Nachkommen noch heutzutage die Spuren königlicher Züchtigung zu sehen sind. Dies sollte ihm bei seinem Leben und im Reiche in Zukunft erspriesslich sein, dass die Menschen lernten, den Frieden nicht zu verletzen, das Reich nicht mit Kriegsnot zu bedrängen.

Wie er sich indess zu der Alters- und Geistesstufe entwickelt hatte, dass er unterscheiden konnte, was ehrenwert, was schimpflich, was nützlich sei und was unnütz und sich vergegenwärtigte, was er auf Betrieb der Fürsten getan hatte, verwarf er vieles Geschehene und was davon sich ändern liess, das änderte er, ein Richter seiner selbst. Er unterdrückte auch die Fehden, Gewalt und Räubereien; beeferte sich, den verjagten Frieden und die Gerechtigkeit zurückzurufen, die missachteten Gesetze

wieder aufzurichten und das fessellose Verbrechen zu hemmen. Die beharrlichen Übeltäter, die mit einer Verordnung sich nicht bändigen liessen, brachte er milder, als ihre Schuld es verdiente, durch Gesetzesstrenge und Rechtsspruch zur Ordnung.

Lamberti Hersfeldensis Annales. (Mon. Germ. Scr. tom. V,
p. 237—238.)

Anno, Erzbischof von Cöln.

Dieser war in der Kirche zu Babenberg in der Schule sowohl göttlicher, als menschlicher Wissenschaft auferzogen, und als er heranwuchs, durch keine Empfehlung seiner Ahnen, denn er war nur von mittlerem Stande (aus dem Geschlecht von Steusslingen), sondern bloss durch den Vorzug seiner Weisheit und Tugend dem Kaiser Heinrich bekannt geworden. Von diesem in die Pfalz aufgenommen, erlangte er in kurzem bei ihm vor allen Geistlichen, die am Hoflager ihres Dienstes warteten, die erste Stufe der Gnade und Vertraulichkeit, vornehmlich dadurch bei allen Guten beliebt, dass er überall fest an Recht und Gerechtigkeit hielt und bei allen Rechtssachen, soweit seine damalige Stellung es ihm erlaubte, nicht schmeichelte, wie die übrigen, sondern, mit vieler Freimütigkeit darein sprechend, das Recht vertrat. Er war aber ausser den Vorzügen des Geistes und dem Ruhme guter Sitten auch mit Gaben des Körpers sehr geschmückt, von hoher, schlanker Gestalt, würdevollem Angesicht, fertig zur Rede, in Nachtwachen und Fasten sehr ausharrend, kurz zu jeder Übung guter Werke durch seine natürliche Begabung reichlich ausgerüstet. Nachdem er am Hofe nicht viel Jahre verlebt hatte, erlangte er unter grosser Erwartung des Kaisers und aller, die ihn kannten, das cölnische Erzbistum und so zeigte er sich von nun an in allen Geschäften, sowohl der Kirche als des Reichs, der erhaltenen Würde vollkommen gewachsen und, wie durch die Zierden seines höheren Ranges, so ragte er auch durch jegliche Art der Tugenden unter den übrigen Fürsten des Reiches hervor. Sehr sorgfältig gab er dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist, weil er die Majestät des cölnischen Namens und weltliche Pracht fast mehr als irgend einer von seinen Vorfahren vor dem Volke

zur Schau trug und doch deswegen seinen, unter so grossen Stürmen der Geschäfte, nie erliegenden Geist vom Erforschen göttlicher Dinge niemals ruhen liess. Durch häufiges Fasten tötete er seinen Leib und machte sich ihm untertan. Oft durchwachte er die Nächte im Gebet und besuchte barfüssig, mit der Begleitung eines Knaben sich begnügend, eine Kirche nach der andern und so widmete er den Tag der Anordnung eigener oder öffentlicher Geschäfte, die ganze Nacht aber dem Dienste Gottes. Gross war seine Milde gegen Arme, gegen Pilger, gegen Geistliche und Mönche, bewunderungswert seine Freigebigkeit. Keine Sammlung war in seinem Sprengel, die er nicht bei seinem Abscheiden aus dem Leben an Gütern, Gebäuden, Einkünften, durch seine besonderen Schenkungen bereichert hinterlassen hätte. . . . Bei gerichtlichen Entscheidungen der Händel seiner Untertanen liess er sich weder durch Hass, noch durch Gunst gegen jemanden von der Wahrheit abwendig machen, sondern er folgte immer in allen Dingen unabweislich der vorgesteckten Richtschnur der Gerechtigkeit; er zog nicht vor die Person des Armen, noch ehrte er das Antlitz des Mächtigen, dass er unrecht gehandelt hätte am Gericht. Dann aber trug er das Wort Gottes so lichtvoll und so herrlich vor, dass seine Rede sogar steinernen Herzen Tränen entlocken zu können schien, und dass immer bei seinen Ermahnungen die ganze Kirche von dem Wehklagen und Jammern der zerknirschten Menge widerhallte. Zwei Sammlungen von Klerikern gründete er in Cöln völlig aus eigenen Mitteln. . . . Auch drei Klöster für Mönche baute er an verschiedenen Orten aus seinem Vermögen. . . . Auch verwendete er viele Sorgfalt darauf, dass sie (seine Mönche) an denjenigen Dingen, wodurch man der Schwäche des Körpers zu Hilfe kommen muss, keinen Mangel litten; er achtete sie und verehrte sie wie seine Herren und nicht bloss dem Abte, sondern auch den Dekanen des Klosters war er so unterwürfig und aufs Wort gehorsam, dass er auf ihren ersten Befehl, wenn er auch in noch so wichtige öffentliche oder eigene Geschäfte verwickelt und dadurch gebunden war, sofort sie aus der Hand legte und aufstand, um alles, was sie befahlen, gleich einem niedrigen Knechte zu vollbringen. Er trug ihnen so oft er dort sein konnte mit der grössten Sorg-

falt zubereitete Speisen täglich selbst auf den Tisch, legte ihnen selbst vor, mischte selbst ihr Getränk und stand bei der Mahlzeit selbst zu jedem Dienste pünktlicher und bereitwilliger, als irgend ein Aufwärter, zur Hand. Auch das Stillschweigen und die übrigen Gewohnheiten des Klosters beobachtete er während er unter ihnen weilte, so achtsam und genau, als wenn auch er wegen seiner Übertretungen täglich in ihrem Kapitel sich zu verantworten und sein Urteil zu empfangen hätte. Dies war sein Streben, dies seine Lebensweise in Sigberg in Salefelt in Grascaf.

Herbordi Dialogus de vita Ottonis Episcopi Babenbergensis.

Lib. I. cap. 7—10. (Mon. Germ. Scr. tom XX, p. 707—708.)

Cap. 1. Otto, stets hochseligen Angedenkens, zeichnete sich durch viele Tugenden aus, eine aber strahlte an ihm mit solchem Glanze, dass sie nach Art der Sonne, welche die übrigen Gestirne verdunkelt, durch ihr Licht die übrigen etwas weniger strahlend machte. Ich meine aber seine Wohltätigkeit oder Freigebigkeit. Wenn ich diese durch ein ebenso ausgezeichnetes Lob erheben wollte, wie sie selbst an ihm ausgezeichnet war, so könnten die, welche das hörten, denken, dass wir Mönche, die man als geizig tadelt, den Reichen schlau zu schmeicheln wüssten und die Freigebigkeit eines Reichen, die zwar gegen viele gross war, am grössten jedoch gegen die Mönche, nur deshalb priesen. . . .

Cap. 7. So gross aber war Ottos Besonnenheit im Geben, dass er nie als ein Verschwender, immer aber als freigebig erfinden wurde. Grosse Ausgaben und ungeheueren Aufwand schätzte er gering, wenn es seinem oder eines anderen Bedürfnis abzuhelpen galt, oder wenn die Rücksicht auf die Aufrechterhaltung oder Vermehrung seiner Würde sie erforderte. Denn als besonnener Mann wog er alle seine Handlungen mit sicherem Urteile ab. Wenn daher einmal eine grössere und nützlichere Anschaffung mit grossem Aufwande zu machen war, so hielt er seine Hand nicht geschlossen. Die Veranlassung zu einer Spende war für ihn daher stets der Nutzen oder das Bedürfnis, die Ehre oder der Hinblick auf den göttlichen Lohn. Hierauf

vor allem bedacht, war er die gemeinsame Zuflucht aller Bedürftigen und von irgend einem Unglücke Betroffenen. Doch wurde er von den Arten des Wohltuens mehr angezogen, an die er der Nachwelt die Erinnerung hinterlassen konnte.

Cap. 8. Nächst der Ehre Gottes aber, die er in allen Dingen zu verherrlichen für lieblich hielt, bemühte er sich auch auf die Kirche, der er vorstand, Ruhm und Ehre zu häufen. . . .

Cap. 9. So war es seine besondere Sorge die Rechte und Einrichtungen der Vorfahren kennen zu lernen und niemals hat er mit Absicht das unterlassen, was er irgend einem Stande oder Beruf, oder einer Würde schuldiger oder freiwilliger Weise irgend an Ehre oder Nutzen erweisen konnte. Das Vorschreiten und den Ausgang der Synodalverhandlungen, der Provinzial- oder auch der Lehnsgesetze kannte er sehr genau und seine Meinung zu entwickeln, war er mit angenehmer ernster und schmuckreicher Redegabe ausgerüstet.

Cap. 10. Obgleich er nun in den Wissenschaften weder philosophisch, noch überhaupt tief gebildet war, so übertraf doch in volkstümlicher Rede, um die Menschen über göttliche und kirchliche Dinge zu belehren, nichts seine Beredsamkeit, wie das die Bewunderung der Hörer und die Erbauung der Zerknirschten und der ihre Sünden Beklagenden oft bewiesen hat. Denn von keinem Bischof seiner Zeit wurde ihm in der Kunst, das Volk in natürlicher Rede zu belehren, der Rang streitig gemacht, weil er beredt und gewaltig in natürlicher Sprache, in richtigem Gebrauch und in Fülle der Rede gewandt war und wohl beachtete, was dem Orte, der Zeit und den Leuten angemessen war.

Ekkehardi Uraugiensis Chronica.

(Mon. Germ. Scr. tom. VI, p. 197; 247; 265.)

(Heinrich III.)

Sein Leib wurde mit grossen Ehren vom Papste und allen Fürsten des Reiches zu Speier neben seinem Vater bestattet. In allen Stücken war er für eine so hohe Würde trefflich geeignet, schön von Antlitz, von grosser Gestalt, mit den Waffen und kühnen Mute tapfer und eifrig, wo es sich schickte, aber doch auch in Langmut und Demut sehr gemässigt, in den Wissen-

schaften trefflich unterrichtet. Allen Menschen pflegte er, je nach ihrem Stande, die geziemende Ehre und Milde zu erweisen; vor allem aber bezeigte er den Priestern Christi, oder vielmehr dem ganzen geistlichen Stande, immer die grösste Ehrerbietigkeit.

(Heinrichs V. Gemahlin.)

Er hatte sich . . . mit Mathilde verlobt, der Tochter Heinrichs, des Königs der Angeln, einer Jungfrau von edlen Sitten, reizend, auch schön von Angesicht, welche als die Zier und der Ruhm des römischen Kaiserreichs wie des Angereiches galt. Sie entstammte nämlich von beiden Seiten her einer langen Reihe prächtigen Adels und königlichen Geschlechtes und in ihren Reden und Tun spiegelte sich der Glanz ihrer späteren Trefflichkeit wider, so dass sie allen als künftige Mutter des Erben des römischen Kaisertums erwünscht war.

(Heinrich V.)

Derselbe hat, wie früher erzählt ist, zuerst unter dem Scheine der Frömmigkeit den gebannten Vater der Herrschaft beraubt; in den Ehren bestätigt, hat er seine Sitten geändert; aber nachdem er dem apostolischen Stuhle schwere Unbill zugefügt hatte, war er hinfort nicht mehr sich selbst gleich, über Handhabung der Gerechtigkeit im Reiche wachte er wenig; scharfsinnig war er, tapfer und kühn, wiewohl wenig glücklich im Kämpfen, unersättlich im Begehren fremden Gutes. Unendliche Geldsummen, wie man sagt, hatte er zusammengeschartt und da er ohne Kinder starb, ach! ach! wusste er nicht, wie die Schrift sagt, für wen er sie gesammelt hatte.

Cosmae Chronica Boemorum.

Lib. I. cap. 22. (Mon. Germ. Scr. tom IX, p. 48.)

(Bolezlaus II., der Fromme, Herzog von Böhmen.)

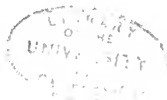
Es war aber dieser Fürst, der zweite Bolezlaus, ein sehr christlicher Herr; katholischen Glaubens, ein Vater der Waisen, Beschützer der Witwen, Tröster der Betrübten, welcher Geistliche und Pilger freundlich aufnahm und insbesondere Kirchen gründete. . . .

Lib. I. cap. 38. (Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 60.)
(Die Einsiedler Benediktus, Matheus, Johannes, Ysaac, Christinus,
Barnabas.)

Zur Zeit des Kaisers Heinrich, welcher nach Otto III. das römische Reich regierte, lebten in Polen fünf Einsiedlermönche, wahre Israeliten, Benediktus, Matheus, Johannes, Ysaac, Christinus und ein sechster, Barnabas. In ihrem Munde wurde kein Falsch, in ihren Händen kein ungerechtes Werk gefunden. Über das Leben dieser Väter könnte ich vieles, zog aber vor nur wenig zu schreiben, weil eine spärlich vorgesetzte Speise immer besser mundet. Ihr Wandel war lobenswert, angenehm vor Gott, bewundernswert vor den Menschen und nachahmungswürdig für alle, die ihnen folgen wollten. . . . Sie selbst aber übten die Tugend der Enthaltbarkeit in solchem Masse, dass der eine zweimal, der andere einmal am Sabbat, keiner aber täglich Speise zu sich nahm. Zur Speise diente ihnen aber selbstgebautes Kraut; Brot hatten sie selten; Fische niemals, Hülsenfrüchte oder Hirse durften sie nur an Ostern geniessen, dazu reines Wasser und dieses nur nach bestimmtem Masse; Fleischspeisen waren ihnen verhasst, der Anblick eines Weibes schrecklich. Ihre Kleidung war hart und rauh aus Pferdehaaren gewirkt. Auf ihrem Lager hatten sie statt des Kopfkissens einen Stein und statt des Deckbettes eine Matte und diese war sehr alt und nur eine einzige.

Auch die Ruhe der Nacht entbehrten sie stehend und trauernd über die eigene Schuld, wie über die Laster des Volkes.

Bald ertönet die Brust blau unterlaufen von vielem Daraufschlagen, bald schwitzen die Körper, ermattet von unzähligen Kniebeugungen, bald gehen sie mit ausgespannten Armen und erhobenen Augen und dass er im Himmel lebe, bittet jeder mit Seufzen. Niemals sprachen sie unter sich, nur mit ankommenden Gästen und auch mit diesen nur wenig. Sie waren wirklich Täter, nicht nur Hörer des Wortes, sie kreuzigten wirklich sich selbst mit allen Lastern und Begierden der Welt und indem sie das Kreuz Christi mit dem Geiste und mit dem Körper trugen, brachten sie Gott nicht ein fremdes Tier, sondern ihren eigenen Körper als wohlgefälliges Opfer dar, weil sie sich täglich wechselseitig geiselten. . . .



Lib. I. cap. 40. (Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 63.)

(Occard Heccard, Bischof von Prag.)

Es war aber dieser Bischof gegen Mächtige unbeugsam, gegen Niedrige freundlich, gütig und sanftmütig, ein beredter Prediger, ein Geber reichlicher Almosen und ein treuer Verteiler des göttlichen Weizens unter die Familie des Herrn. . . .

Lib. I. cap. 41. (Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 64.)

(Izo, Bischof von Prag.)

Edel von Geschlecht, war er noch edler durch seine Handlungsweise und tat zuerst selbst das, was er anderen vorschrieb. Denn niemand kennt sein eigenes Haus besser, als er die Gefängnisse und die Wohnungen der Kranken kannte. Auch blieb ihm nichts verborgen, wie viele Seelen dem Leben wieder gewonnen wurden,

„Oder wie viele der Tod entführt, zu den finsternen Schatten.“

Überdies war er gewohnt, täglich vierzig Arme zu bewirten, welchen er reichlich Speise und Trank gewährte, selbst segnete und mit heiterer Miene verteilte. Er war auch sehr schön von Körper und sein Haupthaar weisser als der Schwan, woher er seinen Beinamen erhielt, indem man ihn den weissen und freundlichen Bischof Izo nannte.

Lib. I. cap. 41. (Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 64.)

(Severus, Bischof von Prag.)

Dieser war in seinen Jugendjahren bekannt durch grosse Behendigkeit, denn er zeichnete sich vor allen andern am herzoglichen Hofe durch seine Dienstleistungen aus und so wurde seine aufmerksame Bedienung, weil auch eine treue, dem Herzog die willkommenste. Er war der Erste bei den Verrichtungen der Geistlichen und nicht minder eifrig in den Geschäften der Laien. Auf der Jagd war er ein unzertrennlicher Gefährte des Herzogs; er war der Erste bei der Erlegung des Keulers, schnitt ihm die Feder ab, weidete ihn aus, bereitete ihn so, wie er wusste, dass es der Herzog wünschte, zu und setzte ihn dem Herrn, wenn er kam, zur Speise vor. . . .

Lib. II. cap. 1. (Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 67.)

(Bracizlaus I., Herzog von Böhmen und Judita, seine Gemahlin.)

Nachdem sich also Herzog Bracizlaus auf dem väterlichen Throne befestigt hatte, folgte er in Gott und den Menschen wohlgefälligen Taten den Spuren seiner Väter, welche er durch seine erhabenen Tugenden noch übertraf und, wie die Sonne in ihrer Kraft das Licht des Mondes und der Sterne überstrahlt und abschwächt, so verkleinerte und verdunkelte Bracizlaus, der neue Achilles, der neue Sohn des Tydeus, durch neue Triumphe die Grosstaten und die herrlichen Siege seiner Vorfordern. Denn Gott hatte ihm solche Gnade gegeben, dass er ihm die Tugenden, welche er einzelnen Menschen verleiht, jederzeit alle zusammen gewährte. Er besass nämlich einen solchen Inbegriff aller Tugenden, dass er im Kriege den Gedeon an Tapferkeit, an Körperkräften den Samson, an Weisheit, durch eine ganz besondere Gabe, den Salomon übertraf. Daher kam es, dass er in allen Schlachten, wie Josua, Sieger blieb, an Gold und Silber mehr besass als die Könige Arabiens; und da er Überfluss hatte an unerschöpftem Reichtum und in Erteilung von Geschenken nicht nachliess. . . .

Seine Gemahlin Judita, aus sehr edlem Geschlechte, die Mutter vieler Kinder, gebar ihm fünf Söhne, ansehnlich von Körper, alle die andern überragend, gleich den Bergen von Ehematia, ausgezeichnet durch Weisheit, an Tugenden niemanden zu vergleichen, wohlgefällig durch ihr Betragen, versöhnlich gegen Fehlende, in jeglicher Tugend und Ehrbarkeit lobenswert. . .

Lib. II. cap. 42. (Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 96.)

(Gebeard, Bischof von Prag.)

Während der Fastenzeit pflegte er stets ein härenes Kleid unter dem bischöflichen Gewande zu tragen, bei Tag ergötzte er die Augen der Menschen, des Nachts schlich er sich heimlich, nur mit einem groben Sack bekleidet, in die Kirche und verharrte daselbst, auf das Pflaster hingestreckt, so lange im Gebete, bis der Boden, auf dem er lag, von seinen Tränengüssen ganz feucht war. Dann erhob er sich zu Werken der Liebe; ehe er die Psalmen sang half er der Not aller Dürftigen, die

er vor der Kirchentüre fand, durch reichliche Gaben ab und nach beendetem Psalmengesang tat er dasselbe; nach der Matutin aber verteilte er vierzig Viertel Brot und ebenso viele Salzfische oder eine andere Speise unter die Armen und zum vierten Male bei Tagesanbruch wusch er nach Zahl der Apostel zwölf Pilgern die Füsse. . . . Zur Zeit des Mittagessens versammelte er sie in einem abgelegenen Raume, setzte jedem selbst alles Nötige reichlich vor und segnete ihnen mit eigener Hand Speise und Trank, worauf er sich zum öffentlichen Mahle begab und vierzig Arme bei sich speiste. Auf gleiche Weise liess er an seinem Sitze zu Prag täglich vierzig Arme speisen und zweimal im Jahre vom Schuhriemen bis zur Schnur auf dem Hute kleiden. Auch verpflichtete er einige ankommende Fremdlinge und dürftige Kleriker durch grosse Geschenke die ganze Fastenzeit über bei ihm zu bleiben und für Lebende, wie für Verstorbene die Psalmen zu beten. . . . An allen Sonntagen aber legte er zwölf und an den Aposteltagen und anderen hohen Festtagen zweihundert Silbermünzen auf den Kasten der heiligen Reliquien. Wenn du lieber Leser aber wissen willst, wie freigebig er war, so höre: Den bischöflichen Pelz trug er niemals ein ganzes Jahr lang, sondern schenkte den vom Winter an Ostern, den vom Sommer am Feste des heiligen Wenczelus seinen Kaplänen und so verfuhr er auch mit seinen übrigen Gaben. . . .

Monachi Sazavensis continuatio Cosmae.

(Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 157.)

(Bribizlawa, Witwe des böhmischen Edlen Groznata.)

Wir glauben, dass sie, so lange sie im Fleische lebte, durch ihr Verhalten Gott gefiel und wissen, dass sie allen Gott Liebenden ein Beispiel jeglicher Tugend war. Denn ihr Leben lang war sie angelegentlich bestrebt, Gott zu verehren und innig zu lieben, nichts seiner Liebe vorzuziehen, sich gemäss der Barmherzigkeit Christi als Mutter der Armen zu erzeigen und den gottgeweihten Personen mit aller Herzensreinheit und Andacht Ehre zu erweisen und, je nachdem es die Umstände verlangten, Beistand zu leisten. Sie war fromm, so lange sie mit ihrem rechtmässigen Gemahl verbunden war, frömmer noch im Witwen-

stande und am frömmsten erwies sie sich nach der tränenreichen Bestattung ihres geliebten, einzigen Sohnes Severus. . . .

(Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 157—158.)

(Silvester, Abt von Sazawa, Bischof v. Prag.)

Er war ein Mann, den alle wegen seines ehrbaren Wandels liebten, im Umgang sehr freundlich, von ausserordentlicher Enthaltbarkeit, ein Freund der Demut und der eifrigste Schüler der wahren Liebe, der sich der ganzen Gemeinde der Brüder so innig und herzlich anschloss, dass ihn alle mehr liebten als fürchteten. Nachdem aber dieses Jahr seinen Kreislauf vollendet, empfing er . . . den Stab eines Abtes . . . Nachdem er also von Gott zu der verdienten Würde erhoben war, kehrte der gute Hirte zu den geliebten Schafen, die seiner Leitung übergeben waren, unter dem Jubel der Seinigen zurück. Hier bietet sich die geeignete Stelle, um das früher Versprochene nachzuholen, wie sehr er nämlich vom Eifer für die heilige Religion durchglüht war und wie besorgt, die Besitzungen seines Klosters zu verbessern und zu vermehren. Er pflegte soviel er konnte und wusste die gesamte Mönchsregel den Herzen der Brüder wiederholt einzuprägen und erklärte ihnen, dass es eine sehr schwere Sünde wäre, überflüssiges und gesondertes Eigentum gegen die Vorschrift zu besitzen, indem er sagte, wenn ein Mönch Nahrung und Kleidung hätte, sollte er damit zufrieden sein. Insbesondere gab er allen an sich selbst ein Beispiel der Demut und Geduld. . . . Während seiner Amtsführung erbaute er die Kapelle der heiligen Mutter Gottes, liess das Münster des heiligen Johannes des Täuflers durch Gemälde ausschmücken, in der Mitte desselben zwischen den Altären des heiligen Stephan und des heiligen Martin einen gewölbten Chor aufführen, die Kirche mit geglätteten Steinen, die vom Berge Petrin herbeigeführt wurden, pflastern, den Schlafsaal, den Speisesaal, den Keller, die Küche und den Vorhof des Klosters ringsum mit zierlichen Säulchen und Bogen versehen. . . .

(Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 160.)

(Friderich, Abt von Postelberg.)

Am 20. Januar [1157] starb Abt Friderich von Postolopert, ein in göttlichen und menschlichen Dingen äusserst kluger Mann,

fromm und rechtschaffen gegen Gott und die Menschen, gütig und freundlich gegen alle nach zurückgelegter Reise.

(Mon. Germ. Scr. tom. IX, p. 160.)

(Johannes IV., Bischof von Olmütz.)

Am 19. Februar desselben Jahres [1157] beendete Bischof Johannes von Olmütz . . . das gegenwärtige Leben noch mitten in der Blüte der Jugend, aber reif durch den Adel der Sitten. Er war, so viel an ihm lag, stets ein unerschütterlicher Kämpfer für das Recht, den Stand und die Ehre der heiligen Kirche Gottes, fest gegen Ungehorsame, gefällig und freundlich gegen solche, die Gott liebten. Seit er die bischöfliche Würde übernommen, war er immer darauf bedacht, in seinem Herzen, seiner Kleidung und seinen Worten die Demut zu bewahren, so dass er sich oft scheute, auch nur von geringen Leuten verehrt zu werden, indem er sagte, man dürfe von Menschen keine Ehrenbezeugung verlangen, da man ja aus demselben Staube geformt sei.

Ergebnisse.

Am Ende des 11. Jahrhunderts treten die Cistercienser den Cluniacensern entgegen: sie verschärfen die an und für sich strengen, benediktinischen Satzungen ganz bedeutend und halten ebenfalls an dem Gelübde des Schweigens fest. Handarbeit, Seelsorge und Predigt werden bei ihnen in erste Linie gestellt und die Baukunst, sowie der Ackerbau gelangen zu grosser Blüte. Durch ihrer Hände Arbeit sollen sie ihr Brot erwerben und nicht von Geschenken Mildtätiger leben, im grossen Gegensatz zu den zahlreichen Bettelorden.

Es ist nicht schwer zu erkennen, welchen Einfluss diese Regeln, im Anfang noch mit den Cluniacensischen vermischt, auf die Charakterschilderungen der Geistlichkeit des 11. und 12. Jahrhunderts gehabt haben. Das Herrscherideal aber hat sich seit der Zeit der Karolinger und Ottonen wenig verändert, obgleich es, da Geistliche die Biographien der weltlichen Grossen schrieben, auch nicht frei ist von dem Einfluss der jeweiligen Satzungen, die das geistliche Ideal beherrschten.

Betrachten wir zuerst die Lebensbeschreibung Konrads II. von Wipo, der dem kaiserlichen Hofe nahe gestanden hatte, da er Konrads, sowie auch Heinrichs Kaplan gewesen war. So sehr auch dieses Werk für die Geschichtsforschung überhaupt wichtig ist, so überragt doch das darin gezeichnete Porträt des Kaisers an Kunst der Auffassung keineswegs diejenigen der zeitgenössischen Schriftsteller. Der Verfasser, der diese Biographie dem Sohne Konrads widmete, wurde durch die Umstände an der freien individuellen Schilderung verhindert und ergeht sich meistens in Lobsprüchen. Die Eigenschaften seines Helden sind im allgemeinen die des damaligen Herrscherideals: er war freigebig, freundlich, standhaft, unerschrocken, allem Guten geneigt, dem Schlechten streng gesinnt, gegen die Untertanen gütig, gegen die Feinde herb, gegen die Geistlichkeit zuvorkommend, im Handeln durchgreifend, etc. Das sind die Tugenden, die erforderlich waren, ein guter Vater seines Volkes genannt zu werden.

Die Königin Gisela, die kluge Gemahlin Konrads II. erhält ebenfalls ein sehr typisches Porträt, worin wir nichts erkennen, als das Ideal des Weibes im allgemeinen. Sie vereinigt in sich hohe Geburt, Schönheit, Gottesfurcht, Demut, Bescheidenheit, Freigebigkeit, Gerechtigkeit, Sittsamkeit und Reichtum. Individuelle Züge fehlen in Wipos Beschreibungen ganz, obgleich er zur Beobachtung und Wiedergabe derselben, durch seine Stellung am Hofe, die beste Gelegenheit gehabt hätte. Vielleicht aber war es gerade diese Stellung, die ihn verhinderte individuell zu schreiben, vielleicht auch bildete er, wie schon gesagt, keine Ausnahme von den übrigen Geschichtsschreibern dieses Zeitalters. Jedenfalls beweisen seine Charakterschilderungen nicht, dass er fähig gewesen wäre, den Menschen als von seinem Stande verschieden zu betrachten.

Wenden wir uns nun zu Wolfhere, dem Biographen des Bischofs Godehard von Hildesheim. In dieser geistlichen Lebensbeschreibung tritt uns das Generelle noch viel frappanter entgegen, als in der Charakteristik des weltlichen Fürsten Konrad. Als Wunderkind, das schon in frühester Jugend die hervorragendsten Tugenden besitzt, sehen wir Godehard, wie er sich unter den anderen Knaben durch Enthaltbarkeit auszeichnet. Nicht nach harmlosen Spielen und Unterhaltungen verlangt sein

kindliches Herz, sondern im unausgesetzten Lernen und Gebet bereitet er sich zum Dienste Gottes vor. Seine Leidenschaft für das Lesen der heiligen Schriften ist so gross, dass er oft tagelang ohne Speise und Schlaf damit zubringt. Demut, Gehorsam, Treue und Liebe für seine Lehrer und Kameraden sind Tugenden, deren Meister er ist, und im Psalmengesang kennt er keine Ermüdung. Geschickt weiss er sich den „Verlockungen weltlicher Unreinigkeit“ zu entziehen, nur seinen Studien und Büchern lebend, von denen er schon in der Jugend einige verfasst hat. Nachtwachen, Gebet und Fasten lag Godehard unermüdlich ob und Wolfhere vergisst nicht zu bemerken, dass er sich sogar bei der höchst weltlichen Beschäftigung des Kontrollierens seiner Arbeiter, von einem Geistlichen die Psalmen vorlesen liess. Seine Enthaltbarkeit geht so weit, dass er sich erst mit grossem Verlangen die Fleischspeisen zulangt, dann aber seine verwerflichen Begierden beherrscht und nichts anrührt, sondern alles an die Umsitzenden verteilt und sich mit Brot und Gemüsen begnügt. Wolfhere kann den Gehorsam und die Ehrerbietigkeit, die Godehard den Geistlichen erweist, nicht genug rühmen und bis zu seinem Tode ist der Bischof gross im Almosengeben und reich an guten Werken.

Kann man von dieser Schilderung behaupten, dass sie auch nur einen einzigen individuellen Zug aufzuweisen hätte? Kann man sich diesen Bischof als von seiner Umwelt verschieden vorstellen? Wir vermögen keins von beiden; systematisch hat der Verfasser die Tugenden des Ideals als die seines Helden aufgezählt, gleichviel ob sie ihm zukamen, oder nicht; das Ideal verlangte von ihm eine derartige Schilderung und er ist ihr vollkommen gerecht geworden.

Die rührend in Sprache und Fassung schöne Grabschrift Herimans für seine Mutter, könnte man ebensogut Totenklage nennen. Sie besingt die Taten und Tugenden einer Mutter und Frau, die der Sohn in kindlicher Bewunderung und Hochachtung in ihr verehrt. Sie heissen: Keuschheit, Demut, Treue, Frömmigkeit, Freigebigkeit, Sanftmut, Geduld und Liebe. Wenn auch Heriman sich dagegen wehrt, nur als Sohn geschrieben zu haben, so verhält es sich dennoch nicht anders. Wie konnte er auch, da er die Mutter verehrte und liebte, anders schildern?

Anders bei Berthold, der das Leben Herimans beschrieb! Diesem Geschichtsschreiber können wir das Vorhandensein individueller Züge nicht absprechen, wenn sie sich auch meistens nur auf Äusserlichkeiten beschränken. Berthold beschönigt durch nichts Herimans Gebrechlichkeit, der infolge eines Gichtleidens von Kindheit an gelähmt war. Denn, dass er von seinem Helden sagt: „innerlich aber war er durch geistige Begabung über alle Zeitgenossen wunderbar erhaben“ ist wohl sehr enthusiastisch ausgedrückt, braucht aber nicht bezweifelt zu werden, da oft gerade körperlich gebrechliche Menschen über grosse Geistesgaben verfügen, weil sie durch ihre kranken Glieder verhindert sind, an oberflächlichen und äusserlichen Dingen ihre Zeit zu verschwenden. Allzuweit aber wagt auch Berthold nicht vom herkömmlichen Ideale abzuschweifen und, obgleich er erklärt, Heriman sei an Zunge und Lippen ebenfalls gelähmt gewesen, so dass er nur mühsam gebrochene und schwerverständliche Laute stammeln konnte, schreibt er ihm doch grosse Beredsamkeit zu. Geradezu lächerlich wirken die Worte: er war voll Leben und Witz, sehr schlagfertig im Wortgefechte etc.“ Auf dieser Bahn wandelt der Biograph nun weiter, er zählt die guten Eigenschaften seines Helden pflichtschuldig auf, die da sind: Fleiss, Geduld, Nächstenliebe, Demut, Gehorsam, Keuschheit, Barmherzigkeit, Bescheidenheit, Enthaltbarkeit, Ausübung des Psalmengesanges, Frömmigkeit, Leutseligkeit, Freundlichkeit, Heiterkeit und Menschlichkeit, Freigebigkeit, Gerechtigkeit und Milde. Noch einmal geht er auf Herimans Bekantsein in Wissenschaften und Künsten ein und hebt hervor, dass er die Mathematik und die Musik meisterhaft beherrschte.

Bei Berthold ist es erfreulich, dass man wenigstens im Anfang das Bestreben bemerkt, den Menschen wie er ist, nicht wie er sein sollte, darzustellen. Leider aber wird auch er vom Geiste der Zeit mit fortgerissen und die individuelle Schilderung im Keime erstickt. Wie stellt sich nun Berthold den weltlichen Grossen gegenüber? Aus den wenigen Zeilen der Schilderung des Herzogs Gotefrid geht seine Meinung über die Fürsten des weltlichen Reiches so ziemlich deutlich hervor. Schon die Bemerkung, Gotefrid sei „ein anderer Mensch“ geworden, kennzeichnet Bertholds Beurteilung von weltlichen Fürsten im all-

gemeinen. Nur wenn diese der Kirche ergeben waren, fanden sie seinen Beifall. Darnach richtet sich seine Schilderung und das ist der Massstab, mit welchem er misst. Am besten beweist er das in der Charakteristik der Kaiserin Agnes; diese, dem Dienste Gottes ergebene Fürstin, reisst ihn zu begeisterter Bewunderung hin und er wagt natürlich nicht zu sagen, dass sie einer menschlichen Schwäche hätte fähig sein können, höchstens, dass er andeutet, sie habe „unordentliche Gedanken und Träume“ gehabt, von denen sie sich aber sofort durch die Beichte reinigte. Im grossen und ganzen ist es immer dasselbe Lied von Frömmigkeit und Keuschheit, Herzenszerknirschung und Demut, das wir vernehmen und dem sich die endlose Reihe der übrigen erforderlichen Eigenschaften anschliesst.

Das Gleiche wiederholt sich in der Schilderung des römischen Präfekten, Crescentius oder Centius, des nämlichen Verfassers: sein Held war liebevoll, demütig, gastfrei, sanft, freundlich, beharrlich, bescheiden, geduldig und langmütig, friedliebend und aufrichtig, fromm, enthaltsam, kurz er besass alle die Tugenden, die jener innerhalb des Ideals zugewiesen bekam.

So wäre denn auch Berthold in der Kunst der Charakteristik nicht weiter fortgeschritten, sondern nach einem schwachen Versuche zur individuellen Schilderung ist er ebenfalls wieder zum Typischen zurückgekehrt.

In seiner Chronik gibt Bernold ein kurzes Porträt des Hirschauer Abtes Willihelm, dessen mathematische und musikalische Kenntnisse er hauptsächlich hervorhebt. Die Einseitigkeit der Schilderung der Persönlichkeit dieses Geistlichen liegt vor allem darin, dass Bernold alle Befähigung und freie, individuelle Beschäftigung seines begabten Helden damit zu beschönigen sucht, dass er den Eifer für mönchische Zucht, den Willihelm bewies, über alle seine Geistesfähigkeiten stellte. Willihelm war nämlich „ein Mann von wunderbarer Heiligkeit und heiliger Einfalt“ und als solcher durfte er sich niemals von irdischen Dingen so hinreissen lassen, dass seine göttlichen Beschäftigungen darunter litten. Wir sehen wiederum in der Charakterisierung dieses Abtes, wie weit noch der Geschichtsschreiber von der Kunst, der Lebensbeschreibung seines Mitmenschen individuelle Züge zu verleihen, entfernt war, wie eng er sich an die Vor-

schrift anschloss und wie wenig er fähig war, ein verständliches Bild von dem Charakter und der Lebensweise seines Helden zu geben. Auch die Erwähnung von Willihelms Vorliebe Kirchen und Klöster zu erbauen, entspringt nicht Bernolds eigener Beobachtung, sondern nur weil es nach den mönchischen Satzungen als besonders verdienstvoll angesehen wurde, wenn ein Priester darin grosses leistete, rühmte sie der Geschichtsschreiber schablonenmässig an dem Abte.

Zu denjenigen Schriftstellern, die sich im 11. und 12. Jahrhundert durch den Versuch Individuelles zu geben auszeichneten, gehört auch Adam von Bremen, der in seiner Hamburger Kirchengeschichte eine sehr umfangreiche Darstellung der Persönlichkeit des Erzbischofs Adalbert gibt. Adam von Bremen hatte dem Erzbischofe nahe gestanden und weiss natürlich viel Bewunderungswürdiges von ihm zu sagen, vergisst aber auch nicht die Schwächen dieses Mannes zu benennen. Bezeichnend sind allerdings die Anfangssätze seiner Schilderung! Weil Adalbert edel von Geburt, reich, schön von Gestalt, weise, beredt und keusch war, deshalb konnte jener merkwürdige Mann mit jeglicher Art des Lobes gepriesen werden. Auch sonst besitzt der Hamburger Erzbischof alle erforderlichen Eigenschaften, Adam erlaubt sich nur hinzuzufügen: „wäre er nur beharrlich so geblieben“ und „denn nachdem er im Anfange sich so erwiesen hatte, erschien er gegen das Ende seines Lebens minder gut“. Doch verschweigt er auch nicht, dass Adalbert, der sonst so demütig gegen Arme, Pilger und Niedergestellte war, sich nicht so gegen die „Grossen dieser Welt“ zeigte, im Gegenteil, sie oft schmähete und verachtete. Als seinen grössten Fehler aber bezeichnet er die Eitelkeit, die der Erzbischof besass, welche alle seine glänzenden Tugenden verdunkelte. Noch viele andere, wenig lobenswerte Gewohnheiten nannte dieser Geistliche sein eigen, die sein Biograph so nebenbei aufzählt. Denn, dass Adalbert diejenigen Herzöge, die seiner Kirche nicht besonders zugetan waren, mit dem tödlichsten Hasse verfolgte, ist keine Eigenschaft, die in den christlichen Verhaltensvorschriften der Geistlichen geschrieben steht, ebensowenig die Gewohnheit, seine Mitmenschen aus übermässigen Zorn „blutrünstig“ zu schlagen und sie mit Schmähreden zu überhäufen.

Für alle diese Untugenden jedoch entschuldigt Adam von Bremen seinen Helden mit dessen Unzurechnungsfähigkeit, die er nicht Wahnsinn zu nennen wagt und fügt am Schluss seiner Charakteristik, gleichsam als wollte er das Schlechte, was er von dem hohen Geistlichen gesagt hatte, durch ein Lob mildern, noch hinzu, dass der Bischof bis zu seinem Tode die Gabe grosser Beredsamkeit besessen habe. Dem Geistesleben Adalberts sind nur wenige Zeilen gewidmet, aus denen man nichts Individuelles entnehmen kann. Alles in allem ist diese Zeichnung einer Persönlichkeit für die damalige Zeit eine einigermaßen geglückte Leistung, insofern sich der Schriftsteller nicht beirren lässt, den Menschen mit seinen Schwächen und Vorzügen darzustellen, womit allerdings nicht gesagt ist, dass Adam das Ideal ganz und gar beiseite gelassen hat: denn wie wir gesehen haben, ist er keineswegs frei von diesem Einfluss gewesen und hat ebenfalls pflichtgetreu die üblichen Tugenden aufgezählt.

Das andere Porträt von einem Erzbischof Bescelin Alebrand von Hamburg desselben Verfassers ist mehr typisch gehalten, was aber eine Begleiterscheinung der Kürze dieser Charakteristik sein mag, wenigstens kann man davon, nachdem Adam bewiesen hat, dass er in der Lage ist, die Persönlichkeit einigermaßen erfassen zu können, nicht auf das Gegenteil schliessen.

Von Heinrich IV. liegen uns zwei Charakteristiken vor, die eine von Bruno, seinem erbittertsten Feinde, die andere von einem Verfasser aus der Mitte der wenigen Anhänger dieses vielgeschmähten Fürsten. Von ersterer Schilderung ist insofern nicht viel zu erwähnen, als Bruno gar nicht die Absicht gehabt hat, die Persönlichkeit als Individuum darzustellen, sondern er hat im grössten Hass gegen seinen Feind nur dessen schlechte Seiten gezeigt, hauptsächlich dazu bestimmt, ihn noch verhasster bei seinen Gegnern zu machen.

Gerade das Gegenteil bezweckt die zweite Lebensbeschreibung des Kaisers, die voll des Lobes und, wenn auch nicht individuell — weil der Biograph als blinder Verehrer und für die Anhänger des Kaisers ebenfalls nicht unparteiisch geschrieben hat — so doch von Wert für die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Charakteristik ist. Bei näherer Betrachtung dieses Porträts eines Fürsten tritt uns das damalige Herrscherideal

in seiner ganzen Herrlichkeit entgegen, und zwar legt der Verfasser der Armen- und Krankenpflege, überhaupt dem gottgefälligen Lebenswandel des Kaisers die grösste Bedeutung bei. Dann erst erzählt er von dem scharfen Geiste der Würde und Macht Heinrichs IV. und dessen Strenge, durch die er bei allen Fürsten seines Landes ungemein gefürchtet war. Des Kaisers Fehler lässt er diesem später bitter bereuen und durch angewandte Milde bei Bestrafungen die Übel wieder gut machen, die er früher durch allzugrosse Strenge verursacht hatte. Aus dieser schwachen Andeutung der Fehler Heinrichs geht hervor, dass der Autor dieser Biographie sich wohl der Schwächen seines Herrschers bewusst gewesen ist, sie aber nicht auszusprechen wagte. Herrlich und unantastbar steht das Bild Kaiser Heinrichs IV. vor uns, dem sein Biograph nicht vermocht hatte, individuelle Züge zu verleihen.

Wenn wir in den Hersfelder Annalen die Charakteristik des Erzbischofs Anno von Cöln untersuchen, so müssen wir Lambert zugestehen, dass ihm sein Versuch, seinen Menschen als Sonderexistenz zu betrachten, wenigstens im Anfang seiner Personzeichnung gelungen ist, hingegen der Darstellung im weiteren Verlauf typische Züge nicht mangeln. Dass er hervorhebt, dass Anno, der nur aus niederem Stande war, trotzdem zu solchem Ansehen gelangte und seine Weisheit und Tugend rühmt, ist sehr anzuerkennen. Bisher haben wir immer gefunden, dass die Priester aus vornehmem Geschlecht stammten und irdischen Reichtum zur Genüge besaßen oder, wenn sie keinen Anspruch auf hohe Geburt machen konnten, stillschweigend darüber hinweggegangen wurde, oder auch nicht viel Rühmendes von ihnen zu sagen war. Die klösterlichen Regeln aber lassen sich auch bei Lampert von Hersfelds Darstellung nicht verbergen: mit Bewunderung preist er Annos Beredsamkeit in der Predigt, die den Augen der Gemeinde Tränen der tiefsten Herzenszerknirschung entlockte und lobend gedenkt er des frommen Lebenswandels des Erzbischofs. Wir finden in dem Charakter des gezeichneten Geistlichen alles vereint, was die Sterblichen der Erde nur an hervorragenden Tugenden besitzen können und was dem Charakter eines Verkünders des göttlichen Wortes eigen sein soll: ein schönes Äussere und die glänzendsten

Geistesgaben, vereint mit einem mildtätigen Herzen und gerechtem Sinn, nicht minder die grösste Sorgfalt bei Ausübung frommer und zahlreicher Gebete, sowie öfteres und anhaltendes Fasten und Nachtwachen. Auch drei Klöster baute dieser Erzbischof und verehrte die Mönche nicht, als ob er ihr Vorgesetzter gewesen sei, sondern wie ein Untergebener. Er bewahrte streng das Gelübde des Schweigens und der Gehorsam, auch gegen Niedergestellte, war seine grösste Tugend. — Da haben wir die mönchischen Satzungen nach cisterciensischer Reformierung so ziemlich alle beisammen, und es ist unschwer zu erkennen, dass Lambert nicht die Kraft zu einer freien individuellen Schilderung gehabt hatte, obgleich sein Anfang mehr versprach. Trotzdem nimmt aber sein Porträt des Erzbischofs von Cöln eine Ausnahmestellung unter den Biographien der Geistlichkeit der Zeit der fränkischen Kaiser ein, denn er ist derjenige, der zum ersten Male wagt, dem Geistesadel die erste Stelle anzuweisen, während er den Geburtsadel nicht in Betracht zieht.

Der Michelsberger Mönch Herbord weiss zwar in wohlklingenden Sätzen ein Porträt von Otto, dem Bischof von Bamberg, zu entwerfen, versteht aber nicht das Typische daraus zu vertilgen. Mit überschwenglichen Worten schildert er dessen Wohltätigkeit und Freigebigkeit und die Besonnenheit, die Otto im Geben beobachtete und lobt seine Kenntnis der Gesetze, sowie die alles übertreffende Beredsamkeit. Ausgestattet mit solchen Gaben führt uns Herbord seinen Helden vor, von dem wir nicht vermögen, ihn als von der Umwelt verschieden zu betrachten.

Äusserst typisch sind auch die Charakterschilderungen Kaiser Heinrichs III., Heinrichs V. und Mathildes, der Gemahlin des letzteren, gehalten. Wenn auch Ekkehard von Aura in seiner Chronika Uraugiensis nicht umfassende Lebensbeschreibungen der regierenden Fürstlichkeiten geben konnte, so brauchte er doch nicht zu so äusserst typischen Mitteln zu greifen, um seine Persönlichkeiten zu zeichnen. Schön von Antlitz, von grosser Gestalt, kühn, tapfer, eifrig, doch auch wieder langmütig und demütig, gemässigt, in den Wissenschaften wohl unterrichtet, milde und gegen die Geistlichen ehrerbietig, war

Heinrich III. Dem schliesst sich das nicht minder einseitige Porträt der Gemahlin Heinrichs V. an; auch sie war schön von Angesicht, reizend, sitsam und von hoher Geburt. Bei der Charakterisierung Heinrichs V. verändert sich ein wenig das Bild; Ekkehard tadelt dessen Fehler, kann aber auch seine Vorzüge nicht leugnen, beides geschieht aber genau so typisch, wie er es bei den Lobsprüchen in den vorhergehenden Schilderungen getan hat.

Die zahlreichen Persönlichkeitsbeschreibungen, die Cosmas in der böhmischen Chronik niedergelegt hat, zeugen ebenfalls von einer typischen Auffassung der menschlichen Porträtierung. Seine Schilderungen und auch die seines Fortsetzers, des Mönches von Sazava, erzählen meistens von Kasteiung, Fasten, Enthaltbarkeit, frommen Lebenswandel, guten Werken, Milde und dem Eifer der Geistlichen für das Erbauen von Kirchen und Klöstern: Bei den weltlichen Porträts kommen dann noch die anderen notwendigen Eigenschaften dazu, als da sind: Tapferkeit, leutseliges Wesen, gerechtes Handeln, Ehrerbietigkeit gegen die Geistlichen und edle Geburt; für die fürstlichen Frauen: züchtige Tugenden, Frömmigkeit, Schönheit und ebenfalls hohe Geburt.

Bemerkte man bei den Ottonen, dass noch kein wesentlicher Fortschritt im Vergleiche zu den Karolingern stattgefunden hatte, so kann man einen, wenn auch nicht wesentlichen, so doch erwähnenswerten Erfolg in der Kunst der Persönlichkeitsbeschreibung den Saliern nicht absprechen. Es finden sich bei ihnen viel öfters Ansätze von individueller Schilderung, als in den Werken der Ottonischen Geschichtsschreiber und bei einigen Ausnahmen kann man sogar behaupten, dass sie die Kunst, den Menschen als Individuum zu erfassen, fast erreicht haben. Leider aber werden diese Schriftsteller im 11. und 12. Jahrhundert, die Ansprüche auf annähernde individuelle Schilderung machen können, von der grossen Menge derjenigen erdrückt, die zu den einfachsten typischen Mitteln greifen und die schablonenhaft eine wie die andere Person dem Ideale getreu darstellen.

Allgemeiner Rückblick.

Wenn auch der Beweis einer früheren Abfassungszeit des Nibelungenliedes, und der Versuch diesen eine bestimmte Entstehungszeit zu geben, aus Mangel an genügenden Belegen, nicht völlig gelungen ist, so muss doch auf Grund der gemachten Untersuchungen zugestanden werden, dass dieses Epos, sowie auch die Gudrun einer viel früheren Entwicklungsstufe angehören, als die am Anfang des 9. Jahrhunderts verfasste Biographie Karls des Grossen, das bedeutendste Erzeugnis der karolingischen Renaissance.

Beschrieben wird die Persönlichkeit in den germanischen Volksepen noch mit den einfachsten typischen Mitteln, den oft ganz unzweckmässig angewandten schmückenden Beiworten, so dass es unmöglich ist, sich aus der Charakteristik einer so gezeichneten Person, dieselbe als von der Umwelt verschieden vorzustellen.

Die einigermassen gelungene Charakteristik im Nibelungenliede ist diejenige Hagens im zweiten Teile des Epos.

Gregor von Tours, der fränkisch-römischen Ursprungs war, aber einem Volke angehörte, das auf die Entwicklung Deutschlands von weitgehendstem Einfluss gewesen ist, und somit zur Beurteilung der Geschichte des literarischen Porträts hinzugezogen werden musste, überragte zwar seine Zeitgenossen mit seiner Bildung nicht,*) lebte jedoch in einem Entwicklungszeitalter, das weiter fortgeschritten war, als das der volkstümlichen Epen. Die in seiner fränkischen Geschichte niedergelegten Porträts sind allerdings noch sehr dürftig und ebenfalls typisch verfasst, doch ist die Absicht, den Menschen individuell darzustellen, unverkennbar.

Die Porträts des Papstes Gregor, der Bischöfe Salvius und Nicetius, des Priesters Julianus und des Klausners Patroclus repräsentieren vielleicht am besten den Charakter der Schilderung Gregors.

Im 7. Jahrhundert macht die Fähigkeit des Porträtierens einige Fortschritte, die Schilderung wird unabhängiger und in-

*) Vergl. die letzte Anmerkung p. 64.

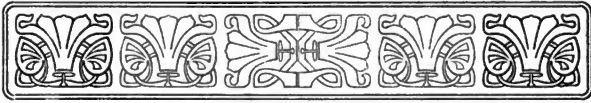
dividuelle Züge sind bei den Geschichtsschreibern dieses Jahrhunderts, ganz besonders in der Biographie des Eligius, anzutreffen.

Die Charakteristiken des 8. und 9. Jahrhunderts zeugen von einem etwas tieferen Verständnis für die Darstellung des Menschen als Sonderexistenz und die Schilderung der Persönlichkeit gewinnt ausserordentlich an Ausgedehnthet. Allerdings können die Porträts der Geistlichen auch noch nicht Anspruch auf individuelle Behandlung machen, da sie jetzt noch mehr als früher durch das mönchische Ideal beeinflusst werden. Hervorzuheben sind besonders die Lebensbeschreibungen des Bonifatius, Othmars, der Leoba, Willehads und Anskars.

Eine grössere Bewegungsfreiheit der Darstellung der Persönlichkeit gestattet die Charakteristik der weltlichen Grossen seit der Zeit der karolingischen Renaissance. Die vollkommenste Schöpfung auf diesem Gebiete ist die Vita Karoli, in welcher der Persönlichkeitsbeschreibung des Helden allein sieben Kapitel gewidmet werden und die von einer Vollkommenheit nach Form und Inhalt sind, dass ihnen typische Schilderung abzusprechen ist, und schon ein näheres Eingehen auf das individuelle Geistesleben zuerkannt werden muss. Dieses Urteil trifft auch in abgeschwächerter Masse bei Thegans Leben Ludwigs des Frommen zu, während die übrigen Porträts von Fürstlichkeiten nicht viel über das Typische hinauskommen.

Bei den Geschichtsschreibern des ottonischen Zeitalters ist noch kein weiterer Fortschritt in der Charakterisierungskunst zu verzeichnen und, da sie nicht Männer wie Einhard und Thegan zu den ihrigen zählten, hatten sie auch nicht Porträts von derartiger Vollkommenheit aufzuweisen.

Wieder einen Schritt näher treten im 11. und 12. Jahrhundert die Salier der Kunst der Persönlichkeitsauffassung, denn unter ihnen gibt es Schriftsteller, die der individuellen Schilderung nicht mehr allzu fern stehen, wenn auch ihre Darstellungen immer noch mit typischen Zügen durchsetzt sind. Diese Anerkennung verdient namentlich Adam von Bremen, dann Berthold in dem Porträt Herimans von Reichenau und auch Lambert von Hersfeld, jedoch von all den andern Geschichtsschreibern dieser Epoche kann man dies nicht behaupten.



I.

Systematische Zusammenstellung der hauptsächlich benutzten Werke.

Allgemeines.

Die für das erste Kapitel (Einführung in die Geschichte des literarischen Porträts) vorzugsweise benutzten Werke sind dort mit vollständ. Titel angeführt worden; ferner wurden verwendet:

Für Literaturgeschichte und germanische Philologie: Goedecke, Koberstein, Wackernagel, Vogt und Koch, Kelle, Pauls Grundriss, Müllenhoffs Altertumskunde und Deutsches Heldenbuch; J. Grimms Mythologie.

Für Rechts- und Verfassungsgeschichte: Schröder, Brunner, Waitz.

Für Kunstgeschichte und Malerei: Carriere, Springer, Woermann, Janitschek, Dohme, Muther.

Für deutsche Geschichte: Giesebrecht, Manitius, Raumer, Jastrow, etc.

Für Kirchengeschichte: Rettberg, Baur, Hauck; Hefele, Huber.

W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh. 6. Aufl. 2 vol. 8. (XII, 477; IV, 543 p.) Berlin 1893—94, W. Hertz.

H. Rückert, Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Überganges aus d. Heidentum in d. Christentum.

2 tom. 8. (VIII, 354; VII, 527 p.) Leipzig 1853—54, T. O. Weigel.

Alw. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. 2. Aufl. 2 vol. 8. (XVI, 688, 504 p.) Leipzig 1889, S. Hirzel.

F. v. Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. 3 vol. 8. (XI, 531; VI, 484; VII, 383 p.) München 1891—92, C. Mehrlich (vol. 1 u. 2); vol. 3, ib. 1894, J. Schweitzer.

O. Henne am Rhyn, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. 8. (302, 20 p.) Leipzig 1894, P. Friesenhahn.

G. Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters. 2 vol. 8. (VIII, 357; VII, 466 p.) Stuttgart 1894, J. Roth.

G. Marina, Romanentum und Germanenwelt in ihren ersten Berührungen untereinander. Nach d. 4. Aufl. a. d. Italien. übersetzt v. E. Müller-Köder. 8. (IV, 323 p.) Jena 1900, H. Costenoble. (Besond. zur Interpretation der Germania des Tacitus von Wert.)

R. Petersdorff, Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschluss an die Germania des Tacitus und Homer. 8. (III, 135 p.) Wiesbaden 1902, C. G. Kunze.

K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 3. Aufl. 2 vol. 8. (VI, 393; IV, 353 p.) Wien 1897, C. Gerolds Sohn.
—, Altnordisches Leben. 8. (VIII, 512 p.) Berlin 1856, Weidmann.

E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Vol. 1. Deutscher Unsterblichkeitsglaube. 8. (VIII, 335 p.) Berlin 1867, F. Dümmler.

R. Kleinpaul, Die Lebendigen und die Toten in Volksglauben, Religion und Sage. 8. (VI, 293 p.) Leipzig 1898, Göschen.

E. Grosse, Die Anfänge der Kunst. 8. (VII, 301 p.) Freiburg i. B. und Leipzig 1894, J. C. B. Mohr.

H. Drescher, Die Bedeutung und das Recht der Individualität auf sittlichem Gebiet. 8. (XX, 289 p.) Harlem 1893, F. Bohn.

O. Flügel, Über die Entwicklung der sittlichen Ideen. Eine völkerpsycholog. Studie. (4 Aufsätze.) In: Zeitschrift f. Völkerpsycholog. u. Sprachwissensch. vol. 12, p. 27—63, 124—158, 310—334, 451—470. 8. Berl. 1880, Dümmler.

L. W. Stern, Die Analogie im volkstümlichen Denken. Inaug.-Dissert. 8. (VI, 60 p.) Berlin 1890, R. Salinger.

F. Vischer, Das Symbol. — In: Philosoph. Aufsätze. E. Zeller gewidmet. 8. p. 151—193, Leipzig 1887, Fues.

Theophrasts Charaktere. Hrsg., erklärt u. übers. v. d. philolog. Gesellsch. z. Leipzig. 8. (LXIV, 276 p.) Leipzig 1897, B. G. Teubner.

Heldenlieder und volkstümliches Epos.

Allgemeines.

Herder, Sämtl. Werke, hrsg. von B. Suphan, vol. 25 hrsg. von C. Redlich. Poetische Werke. Vol. I. Alte Volkslieder I. u. II. Teil. — Volkslieder. (XV, 690 p.) Berlin 1885, Weidmann.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesamm. von L. A. v. Arnim u. C. Brentano. Nach d. Originalausg.: Heidelberg 1806—1808, neu hrsg. v. F. Bremer. 16. (846 p.) Leipzig 1879, Ph. Reclam jun.

Denkmäler deutscher Poesie und Prosa a. d. VIII.—XII. Jahrh., hrsg. v. K. Müllenhoff u. W. Scherer. 3. Ausg. v. E. Steinmeyer. 2 vol. 8. (XLIII, 321; 492 p.—vol. 1. Texte: vol. 2. Anmerkungen.) Berlin 1892, Weidmann.

Die histor. Volkslieder der Deutschen vom 13.—16. Jahrh., gesamm. u. erläut. v. R. v. Liliencron. 4 vol. 8. (XXXIX, IV, 606; VIII, IV, 585; XVI, 632; XV, 634 p.) Leipzig 1865 bis 1869, F. C. W. Vogel.

Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder . . . aus d. Vorzeit u. Gegenwart gesamm. u. erläut. v. L. Erk; neu bearb. u. fortges. v. F. M. Böhme. 3 vol. 8. (LX, 656; II, 800; III, 919 p.) Leipzig 1893, Breitkopf u. Härtel.

W. Grimm, Die deutsche Heldensage. 3. Aufl. bearb. v. R. Steig. 8. (XXIX, 536 p.) Gütersloh 1889, Bertelsmann.

L. Uhland's Schriften zur Gesch. der Dichtung u. Sage. Besonders vol. 1. [Bearb. v. A. v. Keller.] (XVIII, 509 p.), u. vol. 8. (VI, 626 p.) Stuttgart 1865, J. G. Cotta. — Vol. 8. ib. 1873 ib.

K. Müllenhoff, Zeugnisse u. Exkurse z. deutsch. Heldensage. In: Zeitschr. f. deutsches Altert., vol. 12. p. 253—386 u. 413—436. Berlin 1865.

B. Symons, German. Heldensage. 2. Aufl. (Abdr. aus: „Pauls Grundriss d. german. Philologie.“) 8. (VI, 138 p.) Strassb. 1898, Trübner.

F. J. Mone, Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage. 8. (XII, 292 p.) Quedlinburg 1836, Basse.

J. G. T. Grässe, Die grossen Sagenkreise d. Mittelalters z. ersten Male histor. entwickelt, krit. beleuchtet und in ihrem Zusammenhange miteinand. dargest. . . . 8. (512 p.) Dresden u. Leipzig 1840, Arnold.

A. Rassmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. 2 vol. 8. (XX, 422; XLVI, 704 p.) Hannover 1857—58, C. Rümpler.

W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage. 8. (VII, 260 p.) Heilbronn 1866, Gebr. Henning.

R. v. Muth, Untersuchungen u. Exkurse zur Gesch. u. Kritik der deutsch. Heldensage u. Volksepik. In: Sitzungsber. d. philos.-histor. Klasse d. K. Akad. d. Wissensch., vol. 91, p. 222—254. Wien 1878.

J. v. Mörner, Die deutschen u. französ. Heldengedichte des Mittelalters. . . . 8. (VIII, 180 p.) Leipzig 1886, O. Wigand.

R. Heinzel, Über die ostgot. Heldensage. In: Sitzungsber. d. philos.-hist. Klasse d. K. Akad. d. Wissensch., vol. 119, p. 17—98. Wien 1889.

O. L. Jiriczek, Deutsche Heldensagen, vol. 1. (XII, 331 p.) 8. Strassburg 1898, K. J. Trübner.

W. Golther, Siegfried u. Nibelungensage. In: Zeitschr. f. vergl. Literaturgeschichte. Neue Folge, vol. 12, p. 186—208.

K. Bücher, Arbeit u. Rhythmus. 2. Aufl. 8. (X, 412 p.) Leipzig 1899, B. G. Teubner. — (Die 1. Aufl. ersch. in den: Abhandlgn. d. K. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1897. — Eine 3. Aufl. ersch. 1902.)

J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 3. Ausg. 8. (XXVI, 971 p.) Göttingen 1881, Dieterichs. — (Die 1. Aufl. ersch. 1828.)

A. F. Schönbach, Das Christentum in der altdutschen Heldendichtung. 4 Abhandlgn. 8. (XII, 266 p.) Graz 1897, Leuscher u. Lubensky.

J. Grimm, Kleine Schriften, vol. 2: Über Schenken und Geben, p. 173—210. Berlin 1865, F. Dümmler.

Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel, nebst anderen Episoden des Maha-Bharata; in der Ursprache z. erst. Male hrsg., metrisch übers. u. mit krit. Anmerkgn. vers. v. F. Bopp. 4. Berlin 1824, W. Logier.

Der Rigveda, od. die heil. Hymnen der Brähmana. Z. erst. Male vollst. ins Deutsche übers. mit Commentar u. Einleitg. v. A. Ludwig. 2 vol. 8. (VIII, 476; XII, 688 p.) Prag 1876, F. Tempsky.

A. Kaegi, Der Rigveda, die älteste Literatur der Inder. 2 . . . mit vollst. Sach- und Wortregister verm. Aufl. 8. (IV, 265 p.) Leipzig 1881, O. Schulze.

Hamâsa, od. die ältesten arab. Volkslieder gesamm. von Abu Temmam, übers. u. erläut. v. F. Rückert. 2 vol. 8. (428; 398 p.) Stuttgart 1848, S. G. Liesching.

Sachau, Arabische Volkslieder aus Mesopotamien. In: Philos.-histor. Abhandlgn. d. K. Akad. d. Wissensch. 4. (96 p.) Berlin 1890, B. G. Reimer.

Heldenlieder (deutsche).

Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem 8. Jahrh.: Das Lied von Hildebrand u. Hadubrand u. das Weissenbrunner Gebet z. erst. Male in ihrem Metrum dargestellt u. hrsg. durch die Brüder Grimm. 4. (VI, 88 p.) Cassel 1812, Thurneisen.

B. Busse, Sagengeschichtliches z. Hildebrandsliede. In: Beiträge z. Gesch. d. Deutsch. Sprache u. Literat., vol. 26, p. 1 bis 92, Halle 1901.

K. Lachmann, Über d. Hildebrandslied. Abhandlgn. d. k. preuss. Akad. 1833, p. 105—122. — Auch in: Kleinere Schriften, tom. I. Zur deutsch. Philologie, hrsg. v. K. Müllenhoff. (X, 576 p.) Berlin 1876, Reimer.

Volkstümliches Epos. Nibelungenlied und Gudrun.

Ausgaben des Nibelungenliedes wurden verwendet von: Lachmann, Zarncke, Holtzmann und Bartsch; der Gudrun von: Bartsch und Symons.

K. Lachmann, Über d. ursprüngl. Gestalt d. Gedichts v. d. Nibelungen Not. 8. (111 p.; dav. p. 89—111 Anmerkgn.) Berlin 1816, F. Dümmler.

F. H. v. d. Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. 16. (224 p.) Breslau 1819, J. Max.

C. Lachmann u. W. Grimm, Briefwechsel über das Nibelungenlied, hrsg. v. J. Zacher. [9 Briefe in d. Jahr. 1820, 1821 u. 1829; dav. 5 Briefe Lachmanns an W. Grimm, 1 Brief Lachmanns an J. Grimm und 3 Briefe W. Grimms an Lachmann.] p. 193—215, 343—365, 515—528. — In: Zeitschr. f. Deutsche Philologie vol. 2. Halle 1870.

Zu den Nibelungen u. zur Klage. Anmerkgn. v. K. Lachmann. Wörterbuch von W. Wackernagel. 8. (349 p.) Berlin 1836, G. Reimer. [Das Wörterbuch ist nicht erschienen.]

W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. 8. (VI, 148 p.) Berlin 1841, G. Reimer.

A. Holtzmann. Untersuchungen über das Nibelungenlied. 8. (VIII, 212 p.) Stuttgart 1854, A. Krabbe.

K. V. M. Zur Gesch. der Nibelunge Not. [Gegen Holtzmann.] — In: Allgem. Monatsschr. f. Wissensch. u. Literatur, Jahrg. 1854, p. 877—942 u. Anh. p. 943—979. Braunschweig 1854.

F. Zarncke, Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag, geh. in d. Universität Leipzig am 26. Juli. (42 p.) 8. Leipzig 1854, S. Hirzel.

K. Müllenhoff, Zur Gesch. der Nibelunge Not. Besond. Abdr. d. Dezemberheftes d. Allgem. Monatsschr. f. Wissensch. u. Litterat. 8. (I, 104 p.) Braunschweig 1855, C. A. Schwetschke u. Sohn.

A. Holtzmann, Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter. 8. (76 p.) Stuttgart 1855, A. Krabbe.

R. v. Liliencron, Über die Nibelungenhandschr. C. Sendschreiben an . . . Goettling in Jena. 8. (191 p.) Weimar 1856, H. Böhlau.

H. Fischer, Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift. 8. (150 p.) Hannover 1859, C. Rümpler.

F. Pfeiffer, Nibelungenlied. Der Dichter d. Nibelungenliedes, p. 1—52 desselb. Verf.: Freie Forschung. Kleine Schriften z. Gesch. d. deutsch. Litteratur u. Sprache. 8. (XIV, 463 p.) Wien 1867, Tendler. — (Die erst. Ausg. ersch. u. d. T.: Der Dichter d. Nibelungenliedes. Ein Vortrag . . . 8. (48 p.) ib. 1862, Gerolds Sohn.

K. Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied. 8. (XII, 385 p.) Wien 1865, W. Braumüller.

H. Fischer, Die Forschungen üb. d. Nibelungenlied seit K. Lachmann. . . 8. (IV, 272 p.) Leipzig 1874, F. C. W. Vogel.

H. Paul, Zur Nibelungenfrage. — In: Beiträge z. Gesch. d. Deutsch. Sprache u. Litteratur, hrsg. v. H. Paul u. W. Braune, vol. 3, p. 373—490; Halle a. d. S. 1876, Lippert (M. Niemeyer).

R. v. Muth, Einleitung in das Nibelungenlied. 8. (X, 425 p.) Paderborn 1877, F. Schöningh.

W. Wilmanns, Beiträge z. Erklärung u. Gesch. d. Nibelungenliedes. 8. (VI, 90 p.) Halle 1877, Buchhdlg. d. Waisenhauses.

H. Fischer, Zur Kritik der Nibelungen. — In: Germania. Vol. 24, p. 201—243 u. p. 313—351. Wien 1879. — Besonders gedruckt: ib. (82 p.) [betrifft Wilmanns].

R. Henning, Nibelungenstudien. 8. (XII, 330 p.) Strassburg 1883, K. J. Trübner.

E. Kettner, Zur kritik d. Nibelungenliedes. [I.] Der empfang der gäste, vol. 15, p. 229—241. 1882. — II. Die hoffeste, vol. 16, p. 48—69. 1884. — III. Nibelungenlied und Biterolf, vol. 16, p. 345—361. 1884. — IV. Abreise und abschied,

vol. 17, p. 129—173. 1885. — V. Nibelungenlied und Klage. — VI. Rückblick, vol. 17, p. 390—421. 1885. — VII. Kleidung und Bewaffnung, vol. 19, p. 97—114. 1887. — VIII. Die Texte A und B, vol. 20, p. 202—225. 1888. — Der Einfluss auf d. Gudrun, vol. 23, p. 145—217. 1891. — In: Zeitschr. f. deutsche Philolog., Halle.

R. Heinzel, Über die Nibelungensage. — In: Sitzungsber. d. Philos.-Histor. Classe d. K. Akad. d. Wissensch., vol. 109, p. 671—718, Wien 1885.

H. Lichtenberger, Le poème et la légende des Nibelungen. Thèse . . . (442 p.) Paris 1891, Hachette et Cie.

R. Nadrowski, Über d. Entstehung d. Nibelungenliedes. 8. (4 p.) Königsberg 1896, Hartung. — (Abdr. aus: Festschr. z. 70. Geburtstage O. Schade dargebracht. . .)

E. Kettner, Die österreich. Nibelungendichtg. Untersuchgn. üb. die Verfasser d. Nibelungenliedes. 8. (IV, 307 p.) Berlin 1897, Weidmann.

H. Paul, Die Thidrekssaga und d. Nibelungenlied. (Abdr. eines Votr. aus: Sitzungsber. d. philos.-philol. u. hist. Classe d. k. bayr. Akad. d. Wissensch., p. 297—338. München 1900, (G. Franz).

W. Braune, Die Handschriftenverhältnisse d. Nibelungenliedes. 8. (222 p.) Halle 1900, N. Niemeyer. — (Aus Beiträge z. Gesch. d. Deutschen Sprache u. Literat., vol. 25, p. 1—222.)

O. Hartung, Die Deutschen Alterthümer d. Nibelungenliedes u. der Kudrun. 8. (VII, 551 p.) Cöthen 1894, O. Schulze.

A. Holtzmann, Das Adjektiv in den Nibelungen. — In: Germania, vol. 6, p. 1—24. Wien 1861.

E. Mathias, Die Jagd im Nibelungenliede. — In: Zeitschr. f. deutsche Philologie, vol. 15, p. 471—501. Halle 1883.

M. Schwarze, Die Frau in d. Nibelungenliede u. d. Kudrun. — In: Zeitschr. f. deutsch. Philologie, vol. 16, p. 383—470, Halle 1884.

H. Badstüber, Charaktere aus d. Nibelungenliede u. d. Kudrun. — In: Progr. d. Untergymnasiums St. Paul 1890 und Progr. d. deutsch. Gymnasiums Pilsen 1893.

K. Bartsch, Beiträge z. Gesch. u. Kritik d. Kudrun. (Abdr. aus: Germania, vol. 10, p. 41—92 u. 148—224.) 8. (128 p.) Wien 1865, Gerold.

E. Martin, Bemerkungen z. Kudrun. 8. (22 p.) Halle 1867, Buchhdlg. d. Waisenh.

Die Entwicklung d. Kudrundichtung, unters. v. W. Wilmanns. 8. (VIII, 275 p.) Halle 1873. Buchhdlg. d. Waisenhauses.

E. Martin, Zur Kudrun. — In: Zeitschr. f. deutsche Philologie, vol. 15, p. 194—222. Halle 1883.

B. Symons, Zur Gudrun. — In: Beiträge z. Gesch. d. Deutschen Sprache u. Litteratur, vol. 9, p. 1—100. Halle 1884.

F. Panzer, Hilde-Gudrun. Eine sagen- und litteraturgeschichtl. Untersuchung. 8. (XV, 451 p.) Halle 1901, M. Niemeyer.

S. Benedict, Die Gudrun'sage in d. neueren deutschen Literatur. 8. (119 p.) Rostock 1902, H. Warkentien (Dissertation).

R. Schroeder, Corpus iuris germanici poeticum. I. Kudrun. — In: Zeitschr. f. deutsche Philolog., vol. 1, p. 257—272. Halle 1869.

Die Geschichtsschreiber.

Monumenta Germaniae Historica inde ab a. C. 509 usque ad a. 1500 ed. G. H. Pertz (Scriptores). — Teilweise in deutscher Übersetzung u. d. T.: Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. 2. Gesamtausgabe hrsg. von W. Wattenbach.

Zur Ergänzung wurden herangezogen: L. d'Achery, Spicilegium veterum aliquot Scriptorum, . . . 13 tom. 4. Paris 1655—1677; J. Mabillon, Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti . . . 9 tom. fol. Paris 1668—1702; Jaffé, Bibliotheca Rerum Germanicarum. 6 vol. 8. Berlin 1864—1872.

A. Harnack, Das Mönchtum . . . 6. Aufl. 8. (63 p.) Giessen 1903, A. Töpelmann.

O. Zöckler, Kritische Geschichte der Askese. 8. (VIII, 435 p.) Frankfurt a. M. 1863, Heyder und Zimmermann. —

2. Aufl. u. d. T.: — Askese und Mönchtum . . . 2 vol. 8. (V, 522; IV, 323 p.) ib. 1897, ib.

Tobler, Das germanische Heidentum und Christentum. Eine religionsgeschichtliche Studie. In: Theologische Zeitschrift aus der Schweiz. Zürich 1885, tom. II, p. 233—261.

R. Seeberg, Die germanische Auffassung des Christentums in dem früheren Mittelalter. — In: Zeitschrift für kirchl. Wissensch. . . 9. Jahrg. p. 91—106 und 148—166. Leipzig 1888.

Waitz, Über die Entwicklung der deutschen Historiographie im Mittelalter. — In: Schmidts Zeitschrift für Geschichte, vol. 2, p. 97—103.

M. Manitius, Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts. 8. (X, 518 p.) Stuttgart 1891, J. G. Cotta.

H. von Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. 8 (VI, 822 p.) Stuttgart 1887. J. C. Cotta.

Th. Ziegler, Geschichte der christlichen Ethik. 2., durch ein Namen- und Sachregister verm. Ausg. 8. (XVI, 607 p.) Strassburg 1892, K. J. Trübner. — Allgem. Titel: Geschichte der Ethik, 2. Abteilg.

G. Wobbermin, Religionsgeschichtliche Studien zur Frage der Beeinflussung des Urchristentums durch das antike Mysterienwesen. 8. (VIII, 190 p.) Berlin 1896, E. Ebering.

R. Eucken, Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 4. Aufl. 8. (VIII, 523 p.) Leipzig 1902, Veit u. Co.

J. W. Loebell, Gregor von Tours und seine Zeit vernehml. aus seinen Werken geschildert. 8. (XII, 459 p.) Leipzig 1869. F. A. Brockhaus.

G. Monod, Études critiques sur les sources de l'histoire mérovingienne. I^{re} partie. Introduction. — Grégoire de Tours. — Marius d'Avenches. 8. (VIII, 163 p.) Paris 1872, A. Franck. — Cf.: G. Kurth, Saint Grégoire de Tours et les études classi-

ques du VI^e siècle. — In: *Revue des questions hist.*, vol. 24, p. 586—593, ib. 1878.

G. Monod, *Les aventures de Sicaire. Commentaire des chapitres 47 du livre VII et 19 du livre IX de l'Histoire des Francs de Grégoire des Tours.* — In: *Revue histor.*, vol. 31, p. 259—290, Paris 1886.

G. Hertel, *Ueber des heiligen Columba, Leben und Schriften, besonders über seine Klosterregel.* In: *Zeitschrift für historische Theologie.* vol. 3, p. 396—454. Gotha 1875.

C. J. Greith, *Geschichte der altirischen Kirche und ihre Verbindung mit Rom, Gallien und Alemannien (von 430—630) als Einleitung in die Geschichte des Stifts St. Gallen. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellenschriften.* 8. (X, 462 p.) Freiburg im Br. 1867. Herder.

A. Ebrard, *Die iroschottische Missionskirche des 6., 7. und 8. Jahrhunderts . . .* 8. (XII, 555 p.) Gütersloh 1873, Bertelsmann.

—, *Bonifatius, der Zerstörer des columbanischen Kirchentums auf dem Festlande . . .* 8. (VIII, 258 p.) ib. 1882, ib.

H. Hahn, *Bonifaz und Lul. Ihre angelsächsischen Korrespondenten. Erzbischof Luls Leben.* 8. (XII, 351 p.) Leipzig 1883, Veit u. Co.

F. Dahn, *Langobardische Studien.* vol. 1. *Paulus Diaconus.* tom I. *Des Paulus Diaconus Leben und Schriften.* 8. (LVI, 104 p.) Leipzig 1876. Breitkopf u. Härtel.

G. Janke, *Der Einfluss Suetons auf die historische Richtigkeit Einhards in der Vita Karoli.* (Rostock. Dissert.) 8. (39 p.) Berlin 1872.

Fr. Schmidt, *De Einhardo Suetonii imitatore.* 8. Bayreuth 1880. M. Poessl. — *Programm d. Kgl. bayr. Studienanstalt in Bayreuth.* 1879/1880.

C. Suetonii Tranquilli opera . . . ed. F. A. Wolfius. 4 vol. 8. (36, 398; 400; 51; 453.) Lipsiae 1802. C. Fritsch.

M. Manitius, *Einharts Werke und ihr Stil.* — In: *Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde.* Hannover 1882. vol. 7. p. 517—568.

M. Manitius, Zu dem Epos „Karolus magnus et Leo papa.“ — In: Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtswissenschaft. Hannover 1884. vol. 9, p. 614—619.

—, Zu deutschen Geschichtsquellen des 6. und 11. Jahrh. ib. 1888, ib. vol. 13, p. 197 ss.

E. Bernheim, Die Vita Karoli Magni als Ausgangspunkt zur literarischen Beurteilung des Historikers Einhard. — In: Historische Aufsätze dem Andenken an Georg Waitz. 8. Hannover 1886, Hahn. p. 73—96.

B. Simson, Über Thegan den Geschichtsschreiber Ludwigs des Frommen. — In: Forschungen zur deutschen Geschichte. 8. vol. 10. p. 325—352. Göttingen 1870.

K. Zell, Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen. 12. (X, 400 p.) Freiburg i. B. 1860. Herder. — Coll: Sammlungen histor. Bildnisse.

A. Thijm, H. Willibrordus, Apostel der Niederlanden. Amsterdam, Brüssel 1861. — Deutsche Ausg. u. d. T.: Der heilige Willibrord, Apostel der Niederlande. Erweit. deutsche Aufl. 8. (VIII, 230 p.) Münster 1865, Theissing. (Mit Zusätzen von Tross.)

E. Sackur, Die Cluniacenser in ihrer kirchlichen und all-gemeinesgeschichtlichen Wirksamkeit bis zur Mitte des 11. Jahrh. 2 vol. 8. (XVI, 399; XII, 530 p.) Halle 1892—1894, M. Niemeyer.

Ch. Beelte, Thangmar. Sein Leben und Beurtheilung seiner Vita Bernwardi. 4. Progr. des Gymnasiums Joseph in Hildesheim 1881.

A. H. Lüntzel, Der Heil. Bernward, Bischof von Hildesheim. (Aus dessen als Mscr. nachgelassener Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim abgedruckt.) 8. (IV, 100 p.) Hildesheim (Gerstenberg.)

G. H. Pertz, Über Wipos Leben und Schriften. 4. Berlin 1851. — In: Abhandlungen der Berliner Akademie.

H. Hansjakob, Herimann, der Lahme von Reichenau. Sein Leben und seine Wissenschaft. 8. (III, 106 p.) Mainz 1875, Kirchheim.

P. Meyer, Die Fortsetzer Hermann's von Reichenau. Ein Beitrag zur Quellengesch. des XI. Jahrh. Eingeleitet v. C. von

Norden. 8. (V, 60 p.) Leipzig 1881, Veit u. Co. — Coll.: Historische Studien.

G. Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission. 2 vol. 8. (XIV, 277 u. 73 p., VI, 192 u. 46 p.) Berlin 1877, W. H. Hertz.

Weiterhin wurden verwendet die Dissertationen von: E. Strelau über Bernold von St. Blasien; Schulzen über Bertold und Bernold; A. Koch und K. Horn, über Heinrich IV.; J. A. Lefarth, E. Meyer und J. Dieffenbacher über Lambert von Hersfeld; W. Regel über die Chronik des Cosmas von Prag.

Inhalt.

Vorwort	Seite V—VIII
-------------------	-----------------

I. Teil.

Heldenlied und volkstümliches Epos.

Kap. I. Einführung	1
Kap. II. a) Heldenlieder	8
b) Volkstümliches Epos. Nibelungenlied und Gudrun	16
Nibelungenlied	23
Gudrun	36
Ergebnisse	40

II. Teil.

Die Geschichtsschreiber.

Kap. I. Bis zur karolingischen Renaissance	43
I. Gregorii episcopi Turonensis historia Francorum	48
a) Geistliche	46
I, 1. Papst Gregor	46
I, 45. Hillidius, Bischof der Auvergne	46
II, 5. Aravatus, Bischof von Tongern	47
II, 21/22. Sidonius, Bischof der Auvergne	47
II, 31. Remigius, Bischof von Reims	48
IV, 12. Cautinus, Bischof der Auvergne	48
IV, 36. Nicetius, Bischof von Lyon	48
V, 20. Salunius, Bischof von Embrun	49
und Sagittarius, Bischof von Gap	49
V, 42. Maurilio, Bischof von Cahors	50
V, 45. Agroecula, Bischof von Châlons	50
V, 46. Dalmatius, Bischof von Rhodéz	51
VII, 1. Salvius, Bischof von Albi	51
IV, 32. Julianus, Priester im Kloster zu Randans	52
IV, 33. Sunniulf, Abt im Kloster zu Randans	52
V, 10. Patroclus, Klausner	52
VI, 8. Eparchius, Klausner zu Angoulême	53
VI, 6. Hospitius, Klausner	53
VIII, 34. Winnoch, Priester	54

	Seite
b) Weltliche	54
VI, 46. Chilperich, König der Franken	54
IX, 21. Gunthram, König der Franken	55
III, 18. Königin Clodechilde	55
IV, 27. Brunichilde, Gemahlin König Sigiberts	56
VI, 20. Chrodin, Herzog König Childeberts II.	56
V, 48. Leudast, Graf von Tours	56
II, 8. Aetius, römischer Feldherr und Patricius	57
IV, 24. Celsus, Patricius in Burgund	57
VIII, 40. Pelagius, Aufseher der königlichen Gestüte zu Tours	57
II. Die übrigen Geschichtsschreiber	58
Chronicarum quae dicuntur Fredegarii Scholastici libri IV	58
65. Kaiser Aeraklius	58
Vita S. Columbani auct. Jona abb. Bobiensi 3.	58
Vita S. Balthildis	58
Vita S. Eligii auct. Audoueno episc. Rodomi 10, 12	59
Ergebnisse	60
a) Geistliche	60
b) Weltliche	63
Kap. II. Die Karolinger. — Vom Anfang des 8. bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts	67
Vita S. Bonifacii archiepiscopi auctore Willibaldo presbytero 2, 3	68
Alcuini vita S. Willibrordi 3, 4	69
Pauli Diaconi historia Langobardorum codicis Gothani	70
VI, 16. Arnulf, Bischof von Metz	70
III, 1. Hospitius, Klausner	70
III, 11. Kaiser Justinus II.	71
III, 11. Kaiser Tiberius	71
VI, 58. König Luitprand	71
Einhardi vita Karoli Imperatoris 21—27	72
Thegani vita Hludowici Imperatoris 19, 20	76
Vita S. Galli. I, 1	78
Vita S. Othmari auctore Walafrido 1, 2	78
Vita Leobae abbatissae Bischofshemensis auctore Rudolfo Fuldensi. 7, 11	80
Anskarii vita S. Willehadi. 1, 8, 9	83
Vita S. Anskarii a Rimberto et alio discipulo Anskarii con- scripta 35	84
Ergebnisse	87
Kap. III. Die sächsischen Kaiser. — Vom Anfang des 10. bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts	103
Ruotgeri vita Brunonis archiepiscopi coloniensis 2	104
Casus S. Galli per Ratpertum Ekkehardum IV. etc.	105
28. Salomon III, Abt	105
89. Decan Ekkehard II.	106

Vita Bernwardi episcopi Hildesheimensis auctore Thangmaro	
1, 5, 6	106
Richeri historiarum libri IV. I, 5. König Odo	110
I, 14. König Karl III.	110
Ergebnisse	110

Kap. IV. Die fränkischen Kaiser. — Vom Anfang des 11. bis zum

<u>Anfang des 12. Jahrhunderts</u>	<u>113</u>
Wiponis vita Chuonradi Imperatoris 4, 6	115
Vita S. Godehardi prior. 3, 4, 5, 38, 39	116
Vita S. Godehardi posterior. 29	119
Herimanni Augiensis Chronicon	120
Bertholdi Annales. I. Herimann, Mönch von Reichenau	121
Die weitere Fortsetzung der Chronik Bertholds.	
Gotefrid II., Herzog von Lotharingen	123
Agnes, Mutter Heinrichs IV.	123
Crescentius, Präfekt von Rom	125
Bernoldi Chronicon	125
Willihelm, Abt von Hirschau	125
<u>Adami Gesta Pontificum Hammenburgensis Ecclesiae Pontificum</u>	
II, 67. Bescelin Alebrand, Erzbischof von Hamburg	126
III, 1, 2. Adalbert, Erzbischof von Hamburg	127
Brunonis liber de bello Saxonico. 10. Kaiser Heinrich IV.	130
Vita Heinrici IV.	131
Lamberti Hersfeldensis Annales. Anno, Erzbischof von Cöln	133
Herbordi Dialogus de vita Ottonis. I, 7—10	135
Ekkehardi Uraugiensis Chronica. Kaiser Heinrich III.	136
Kaiserin Mathilde	137
Kaiser Heinrich V.	137
<u>Cosmae Chronica Boemorum.</u>	
I, 22. Bolezlaus II., Herzog von Böhmen	137
I, 38. Die Einsiedler; Benediktus, Matheus, Johannes, Ysaac,	
Christinus, Barnabas	138
I, 40. Occard, Bischof von Prag	139
I, 41. Izo, Bischof von Prag	139
I, 41. Severus, Bischof von Prag	139
II, 1. Bracizlaus I., Herzog von Böhmen und Judita	140
II, 42. Gebeard, Bischof von Prag	140
<u>Monachi Sazavensis continuatio Cosmae.</u>	
Bribizlawa, Witwe Groznatas	141
Silvester, Abt von Sazawa	142
Friederich, Abt von Postelberg	142
Johannes IV., Bischof von Olmütz	143
Ergebnisse	143
<u>Allgemeiner Rückblick</u>	<u>153</u>



RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
 - 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
 - Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.
-

DUE AS STAMPED BELOW

SENT ON ILL

APR 06 2001

U. C. BERKELEY



